

IX. Ferner Osten

1. JAPAN

Erste Japanreise

September/Oktober 1987

6.9. — Flug über Anchorage nach Tokio. Über dem Nordpol wird es Nacht, Eisschollen schimmern durch den Wolkenschnee. Zwischenlandung in Alaska, Berge und Meer, ein Flughafen so improvisatorisch, als sei dieses Land erst gerade entdeckt worden. Hier ist es 3h morgens. Landung gegen 17h in Tokio nach einem Flug von nahezu 16 Stunden.

TOKIO

13.9. — Es ist Sonntag in der Hauptstadt. Was mir zunächst auffällt, ist ein Übermaß an *Fazilitäten*. Spielerische Lust an technischer Effizienz auf engstem Raum. Im Hotelzimmer ein Armaturenbrett, Lampe im Schrank, Zahnbürste und Rasierer zum Wegwerfen, ein Teekocher mit Teetablett, ein Holztabernakel mit einem Spiegel – wie ein Hygiene-Schrein. Toiletten französisch oder englisch zur Wahl, vorgewärmter Sitz, dazu leise klassische Musik. Der Druck auf den Knopf erscheint als Relikt des höfischen Zeremoniells, das bis hinunter zu den alltäglichen Dingen reicht. Auf der Toilette von Schnellzügen findet man einen Sensor statt eines Druckknopfes; man muß nur mit der Hand über die Scheibe streichen, um den Wasserfluß auszulösen. Unterwegs Taxitüren, die sich automatisch schließen.

Erste Gänge in die Stadt in Begleitung von Prof. Nitta, zunächst zum *Kaiserpalast*. Wiesen mit niedrig gewachsenen japanischen Kiefern. Zum Palast gelangt man über eine Brücke, alles verbirgt sich hinter Bäumen, die über den Wall hinausragen, hoch oben Polizeiposten. Der Kaisergott wurde vermenschlicht, dennoch bleibt er unsichtbar. An allen Brücken stehen Polizeiposten, angeblich, weil der Kaiser nach Okinawa reist und Demonstrationen oder Attentate zu befürchten sind. – Zum populären Schrein in *Asakusa* führt eine Ladenstraße mit Wallfahrtsläden. Vor dem Schrein Rauchdämpfe, mit denen man sich Gesundheit zufächert, ein Klingelkasten für Münzen. Hinter der Barriere steht ein Priester, Gebete murmelnd, dazu ein riesiger Tempelgong. Horoskope werden per Zufall zugeordnet; man schüttelt eine Büchse mit Holzstäbchen, dazu das zugehörige Schubfach. – Mit dem Schiff fahren wir über den Sumida-Fluß, zugebaute Ufer, Betonhäuser, Lagerhäuser, wenig Eleganz. Nitta erzählt von der „Phänomenologie der Natur“, die er schreiben möchte. Er hat gute Ohren, aber weniger gute Augen, läuft in der Stadt umher wie ein Fremder. – Weiter geht es zum *Omotesandō* (= „Vor dem Tempel“), ein schön geschwungener Boulevard, dessen Eleganz an die Champs Élysées erinnert. – *Shinjuku* am Abend voller Lichtreklame,

die wie Schriftkolonnen aufsteigt, eine Hektik wie auf dem Times Square, aber ohne die sexuelle, finanzielle Schauseite des amerikanischen Platzes.

Am Sonntag besuche ich mit meinem Bielefelder Kollegen Richard Grathoff *Harajuku*. In einem Tempelpark ein kleiner Schrein, Felsen, eine Art Lourdes-Grotten. Frauen kommen vorbei und falten für einen Augenblick die Hände. Billige Tempelgeräte, der Staubsauger steht noch mitten im Raum, Wege werden gefegt und Lampions aufgehängt für das Gemeinde-Herbstfest. Im großen Park steht der *Meiji-Schrein*, ein nationales Heiligtum, in dem Kindertaufen und Hochzeitsmähler angeboten werden. Der Familiensinn findet hier seine Kultstätte. Es gibt aber auch Abwehr gegen diesen religiös gestimmten Konservatismus. .

Nachmittags sehen wir eine *Bunraku*-Aufführung im Nationaltheater. Die größeren Puppen werden von von drei Männern geführt. Der Hauptspieler, der ohne Vermummung auftritt, steuert Kopfhaltung und Mienenspiel mit Druck- und Ziehhebeln, zwei Nebenspieler, die schwarz vermummt auftreten, bedienen die linke Hand und die Beine. Der Text wird deklamiert, wobei die Stimme sich mitunter zu Gesang und Lautkaskaden steigert. Dazu spielt jemand die Shamisen, eine Art japanischer Gitarre. Die Stücke stammen aus dem 17. Jh., mit Samurais und Familien als Protagonisten und Ehre mit Liebe und Tod als Kern einer gespielten Ethik. Die Aufführung dauert an die vier Stunden, früher ging es den ganzen Tag. Stilisierte Bewegungen mit Mechanismen, die unverhüllt zutage treten, die funktionale Aufgliederung von Körperbewegung, Wort und Ton hält sich fern von jedem Illusionstheater. Alles sieht so selbstverständlich aus, als gebe es nichts zu verbergen. Gelebtes Zeremoniell, wie auch im Alltag? Jedenfalls kein Widerspiel von Innen und Außen.

SENDAI

15.9. — Mit ihren 700.000 Einwohnern wird die Stadt ‚Learning City‘ genannt. Hier waren Herrigel und Löwith zu Gast, sie ist eine Wiege der japanischen Phänomenologie.

17.9. — Autofahrt an die Küste. Japanische Kiefern auf der Höhe, Blick auf eine Bucht mit Archipeln, am Horizont das offene Meer, ein Landschaftsschutzgebiet ohne ein Haus weit und breit. Im Miyagi-ken herrscht Sommerleben. Nahe beim Schiffsanlegeplatz ein großes buddhistisches Kloster, gegründet zu Beginn des 17. Jahrhunderts von dem Stadtfürsten Date-Mesamune, sein Standbild steht oberhalb der Stadt. Er sandte einen Gesandten nach Rom, der katholisch zurückkam, noch vor der Austreibung der Orden. Im Kloster finden sich komplizierte Balkenkonstruktionen, die Zellen sind bemalt, chinesisch mit Sfumato-Landschaften oder japanisch mit Chrysanthemen auf Goldgrund. Ringsum finden sich Grotten und in Felsen gemeißelte Steinfiguren, Orte, wo die Mönche zu meditieren pflegten und wo sich heute malende Schulkinder tummeln.

Meine Begleiter, der eine analytisch, der andere auf 'transcendental arguments' versessen, laufen an diesen Kostbarkeiten vorbei, als würden sie sich genieren. Sie waren zehn Jahre lang nicht mehr dort: *that's boring*, bloßes Ziel für Schulausflüge. Japanische Modernität. Ich frage sie, warum ihrer Meinung nach immer noch so viel arbeiten – wenn so etwas wie die hergebrachte religiöse Motivation fehlt. Die Antwort lautet: *to catch up the Western world*. Takiura, der erste Merleau-Ponty-Übersetzer, der sich inzwischen mit Wittgenstein angefreundet hat, nennt die Japaner Pragmatisten. Man macht ein Ritual mit, macht es nicht mit, *that's only a custom*.

Nachmittags folgt dann mein Vortrag zum „Alltag“. Geduld und Gründlichkeit sind eindrucksvoll. Vortrag und Übersetzung nehmen ca. 80 Minuten in Anspruch, der deutsche Text liegt vor, man liest mit und hört anschließend die Übersetzung. Es folgen anderthalb Stunden Diskussion, gründlich, ohne Eile und sehr zur Sache. Anschließend gehen wir in ein Tempura-Restaurant, elf Professoren sind dabei, also fast das ganze Institut. Die Gespräche bewegen sich zwischen Platon, Hegel, Merleau-Ponty und Wittgenstein. Langer Austausch über Bunraku. Der Platoniker meint, die schwarze Gewandung solle die Unsichtbarkeit der Spieler suggerieren. Ich beharre auf der illusionsfreien Darstellung, denn der Hauptsprecher ist ohne Bekleidung. Man sieht, was sich tut und wie es sich tut. Keine Innerlichkeit, keine geheimen Triebkräfte, die im Hintergrund oder in der Tiefe wirken. Prof. Kojima deklamiert darauf einen alten Nō-Text: Fischer und Himmelsjungfrau, beim Bad wird ihr das Hemd gestohlen; sie heiratet, doch als sie das Hemd wiedergefunden hat, kehrt sie in ihr himmlisches Heim zurück. Neben Takiura, dem Merleau-Ponty-Übersetzer, sitzt jemand mit einem schönen, begeisterten Blick. Eine höchst sympathische Institutsgesellschaft, heitere und angeregte Gespräche über die Tischplatte hinweg, auch über den Wein bei Platon. Neben mir sitzt eine Japanerin, die ich aus München kenne, deren Vater als Molekularbiologe ein berühmter Sake-Forscher war. Abschiedstrunk in einer Bar, wo der Japaner mit den schönen Augen immer noch mehr wissen will über *la chair* bei Merleau-Ponty. Er hätte *Le visible et l'invisible* so gern übersetzt, Takiura kam ihm zuvor. Obwohl ich hier niemanden kannte, fühle ich mich gleich *chez moi*. Auffällig aber, daß beim abendlichen Gespräch die Wortführer ausschließlich aus der älteren Generation kommen. Warten die Jüngern einfach, bis sie an der Reihe sind? Spielt die Vätermorderei etwa nicht die gleiche Rolle wie bei uns im Westen? Mir fällt auf, wie Professoren ihre Schüler wie Söhne oder Muster-söhne präsentieren. Es äußert sich ein ausgeprägter Familiensinn, Töchter fallen kaum ins Gewicht. Doch sicherlich bleibt nicht alles beim Alten. Alle Jüngeren, auf die ich traf, tendieren nach links, auf moderate Weise. Übertreibungen fand ich bisher keine, auch keine Exaltationen.

- *Kyoto – Tokio*: Kyō-to, vom Ende des 7. bis zum Anfang des 17. Jh.'s in der Heian-Zeit Hauptstadt, hieß früher einfach Kyō oder Heian-Kyō (= Hauptstadt). Dann kamen Tōkyō (= Osthauptstadt) und Kyō-to (sprich kjoto = Haupt-Hauptstadt) hinzu, haarscharfe Vorzüge.
 - *Stadtbild*: Es fehlen die Türme. Welche Funktion haben sie bei uns? Ist der Turmbau zu Babel Signum einer bestimmten Kultur, mit Betonung der Vertikalen? Ohne solche Aufbauten schmiegen sich die Häuser der Landschaft an, so die verstreuten Dörfer, die sich am Zugfenster zeigen. Natürlich fehlen auch Aussichtstürme. Das Wasserwerk in Niigata mit seiner sich drehenden Aussichtsplattform ist eine moderne Übernahme.
- 18.9. — Stadtrundgang zu den Tempeln. *Higashi* (= Ost) *Honganji*: der größte Holzbau der Welt, reiche Goldskulpturen, barock bewegt. Er gehört zu einer buddhistischen Richtung, die dem Kaiserhaus nahestand. – *Katsura-Palais*: ein kunstvoller Garten mit Brückchen, Teich und Teehäusern, mit Schiebewänden und Membranfenstern. Auffällig das Ineinander von Innen und Außen; die Zwischenwände reichen nicht bis ganz an die Decke, alles erscheint leicht improvisatorisch (Le Corbusier?). – Im östlichen Ortsteil *Higashiyama* (= Ostberg)-*ku*. stehen kleine Holzhäuser in engen Gassen. In einer Tee- oder Sakestube gibt es im Freien Ingwersirup, grünen Tee und süße Gelee-Stücke unter einladenden Lampen. In einer Gasse findet eine Leichenfeier statt; an Stelle von Kränzen werden Holzplatten aufgestellt mit den Namen der Trauergäste. Der Tote ist im offenen Haus aufgebahrt, davor sein Photo und viele Blumen, Leichengespräche bei Reis und Bier dauern bis zum frühen Morgen. Die Beerdigung folgt am nächsten Tag. Alles verbleibt im engeren Lebensbereich. – Der Tempel *Kiyomizu* (= reines Wasser) ist einer der ältesten Tempel, im 17. Jh. wiederaufgebaut. Mächtige Holzsäulen, an der Decke ein auf Holz gemaltes Pferd, überhaupt eine reiche Tierwelt. Einige Stufen höher ein Schrein für den Liebesgott mit zwei *telling stones*, *Cupid of Japan*. Vom Tempelberg blickt man westwärts auf die Stadt. Unten eine Quelle mit drei Wasserstrahlen; eine Frau und ein Mann in bloßem weißen Gewand stehen unter dem Wasser und sprechen buddhistische Texte mit kehligen, stoßartigen Lauten, im Singsang der Liturgie. An einer anderen Gebetsstätte werden Texte begleitet von einem Stakkato aus Trommel- und Kesselschlägen, Konzentration durch wiederkehrende Reize, die keine Abschweifung dulden?
- In *Gion* jenseits des Flusses stehen Geisha-Häuser, die nur Mitgliedern zugänglich sind, einst Orte der Prostitution, *jus primae noctis* für den Meistbietenden. Initiation in Etappen, beginnend mit dem: Gespräch. Tempeljungfrauen, mit religiösem Hintergrund wie in Indien?

Eine wunderbar dichte Stadt, delikater in allen Einzelheiten. Vorwiegend ist das Holz. Weiche Technik, auch Gartengeländer sind aus Bambus, die Stäbe mit Bändern zusammengeknüpft, obwohl die Eisensäge schon seit zwei Jahrtausenden bekannt ist.

19.9. — ‚Kunsttag‘. Im Museum präsentiert sich die Akademie für altjapanische Kunst. Man stößt auf technische Fertigkeit wie Puder und Aquarell, traditionelle Themen wie Gräser, Wälder, Vögel, teils Anklänge an Naive, an Hodler oder sonst etwas, aber eigentlich keine Umsetzung, die ihr Gewicht aus der Gegenwart zieht – oder täusche ich mich?

In den Galerien sind moderne Themen und Techniken mit Raffinesse gestaltet: Basaltstein, mit Hammerspuren gespickt, gespalten, in Tische und Sitze verwandelt; Eisentechnik, Neo-Deco-Art. Schließlich *Kalligraphie* neuer Art von Ishikawa: Texte und Zeichen rückübersetzt in Bildzeichen, *la chair des lettres*. Das Resultat ist mal mehr zeichnerisch, mal mehr malerisch, mit Anklängen an Paul Klee, aber auch an altchinesische Schriftkunst, ein Stück künstlerischer Archäologie. Während Graphologie in die Seele zielt, erschließt Kalligraphie den Kosmos. Ein deutlicher Zug zu dem, was sich zeigt, kein Sichvergraben in einen subjektiven Sinn, da hat Roland Barthes sicherlich recht.

- In einem Tempel neben der Musikschule wird ein *Schwertkampf* ausgeführt, ritualisierte Schlag- und Abwehrbewegungen in musikalischem Takt. Beim fiktiven Treffen ertönt ein Siegeschrei, der wechselweise durch die Halle fährt. Die übenden jungen Mädchen tragen lange schwarze Gewänder. Roland Barthes schreibt von der Friedfertigkeit der Stäbchen, die zerteilen, zuführen, nicht zerschneiden. Doch damit kontrastiert das Schwertgefuchtel der Samurai, das ständig im Fernsehen zu sehen ist, große Schlachten, die allerdings meist unblutig enden. Auch die Körper werden zerteilt (*défait*), Tötungskunst.
- *Gesichter im Alltag*. Sie wirken nicht beherrscht, sondern abwesend, nicht recht bei sich. Akte der Höflichkeit sind wie Weichenstellungen in diesem sprachlosen Gebaren, nicht als trete etwas hinter dem Berge hervor. Von spielerischer Erotik findet sich in der Öffentlichkeit kaum eine Spur.
- *Buddha-Haltung*: Bei Tagungen sitzen manche Japaner wie Buddhas da mit geschlossenen Augen. Es ist schwer zu sehen, ob sie schlafen, meditieren oder gespannt lauschen.
- *Facilities*: Teetablets in Kyotos bestem Hotel sind mit einer grün/roten Sanduhr versehen, die den richtigen Zeitpunkt zum Einschenken anzeigen. Dazu Gesten lebendiger *Höflichkeit*. Heute morgen empfängt mich ein Blumenkorb von Frau W. und ihren Söhnen, heute abend ein Obststeller.

20.9. Sonntag morgen. Ich lese in einem Goethe-Heftchen, alles träufelt in meine Seele wie süß-bitterer Honig. Mittags bin ich mit Grathoff bei den phä-

nomenologischen Soziologen im Goethe-Institut. Danach eine Abendsitzung in einem ehemaligen Samurai-Haus, einer Art Tenne mit strohgeflochtenen Matten, Tischchen, für die Ehrengäste ein Tisch. Die Speisen sind à la Barthes wie von der Palette ausgesucht in mehr oder weniger beliebiger Reihenfolge. Die Einladenden machen die Runde mit höflichen Bemerkungen, Zutrinken und Gesprächen.

21.9. — Autofahrt zum Biwa-See, ausgiebiges Bad in sommerlicher Wärme und Flötenspiel am Strand. Abendliche Fahrt durch Waldberge bis 800 Meter hinauf zum zentralen *Kloster der Tendai-Sekte* auf dem Hiei-San. Hauptgebäude und Tor sind 1200 Jahre alt, noch vor Einführung des Zen-Buddhismus erbaut. Die strengen Übungen erforderten anfangs täglich 40 km von Kyoto und zurück, drei Stunden Schlaf, Anstrengungen bis an den Rand des Todes.

In Kyoto bei japanischer Pizza unterhalten wir uns über die *japanische Schriftsprache* und ihre ungeheuren Winkelzüge. Man vergleiche mit Europa: hier kann jeder jedes lesen, aber vieles nicht verstehen – dort können viele vieles nicht einmal lesen wegen der vielen Wortzeichen. Schon der Gebrauch des Lexikons ist ein Abenteuer, Wissensstufen reichen bis ins Elementare der Sprache. Dazu die Bildwurzeln der Zeichen, zurückzuverfolgen bis ins Altchinesisch, eine atemberaubende Bastelei. Jeder Philosoph muß Originaltexte neben die Übersetzungen halten, wenn er den Faden behalten will. Wo bei uns Fremdwörter geschaffen werden, sind es im Japanischen zumeist neue Wörter oft mit annähernden Umschreibungen wie ‘Hoffnung auf Weisheit’ (= Philosophie: *kitetugaku*) oder ‘Sonne/Tag ständig’ (= Alltag: *nishijō*). Die Assimilationskunst ist zunächst eine der Sprache. Als wäre ihnen dabei der Atem ausgegangen, tun viele Japaner sich schwer darin, etwas dazu zu *sagen*. Die Schwierigkeiten bei der Umsetzung des Gehörten können wir Westliche kaum ermessen. Eine Reziprozität der Perspektiven gibt es höchstens als entfernte Möglichkeit. Ähneln manches nicht der Germanisierung des Christentums?

22.9. — *Formalitäten*. Besuch beim Dekan für die Dauer von fünf Minuten, Fromm-Übersetzer. Teetassen stehen auf auf dem Tisch, werden aber nicht umgedreht. Prof. T. wartet 3/4 Stunden auf W., nur um ihm zu erklären, daß die Einladung am Donnerstag nicht möglich ist, und mich zu bitten, „nicht böse zu sein“. Übervorsichtiges Verhalten. Spitzname für einen deutschen Kollegen, der auch gerade in Kyoto ist: „König der Phänomenologie“, weil man angeblich nur durch seinen japanischen Adlatus an ihn herankommt.

Besuch in der Schule von Meruro, dem Sohn von Washida. Der französisch-kanadische Orden, der die Schule unterhält, glänzt durch erstaunliche Darbietungen des Erlernen in Schrift und Bild. Beim Chorwettbewerb unter den ca. 15 Klassen muß jeder mitsingen, jede Klasse muß einen Pianisten stellen, sonst springt der Lehrer ein. Ein Komitee aus Lehrern und Schülervertretern befindet über den ersten Preis. Unterricht morgens und nachmittags, dazu Hausaufga-

ben. Auch in Betrieben gibt es einen Leistungswettbewerb mit Aufstiegschancen. Allenthalben Spuren von Angst? Wohin gelangt die Aggressivität bei einem unausbleiblichen Versagen? Es gibt kaum Kriminalität, wird etwa alles in Leistung umgesetzt?

Schließlich der ersehnte Besuch im *Ryoanji-Tempel* (Ryo = Drache) am Nordrand der Stadt. Das zen-buddhistische Kloster ist ebenfalls über 300 Jahre alt. Einfache, niedere Räume, dem Stil der Wohnhäuser nahe. Der berühmte Steingarten besteht aus 15 Steinen, kunstvoll aufgeteilt auf 5 Steingruppen, so ergeben sich „diffuse Anschlüsse“. Um die Steininseln herum in eine Richtung geharkter Kies, jeden Morgen erneuert. Außen herum führt eine Lehmmauer, ihr Dach sich zum Eck hin verjüngend, eine andere leicht ansteigend. Die Spannung läuft auf das Eck zu, ohne daß der Blick zur Ruhe kommt. Nur von einer einzigen Stelle aus lassen sich alle Steine überschauen. Über die Mauer schauen kostbare Bäume, Zeichen der bunten Welt, die aus dem ‘Nichts’ des Innenhofes ausgespart ist. Man sitzt auf Holzstufen. Auf Moosböden erscheint ein Brunnenmund als Grundzeichen (Diagramm 6), vier Zeichen ringsum: *I learn only to be contended*. In allen vier Zeichen kommt dasselbe Grundzeichen mit vor. Im umliegenden Wald leuchten ‘Jenseitsblumen’ in hell feurigem Rot.

- *Zeichen*. Die Kuh gilt als Zeichen kommender Weisheit (von Studenten besucht in einem anderen Schrein in der Nähe), Schildkröte und Kranich sind Zeichen langen Lebens, Pinie und Pflaumenbaum sind Glückszeichen.
- *Jahreszeiten*. Wir kehren ein im ältesten Nudelrestaurant der Stadt, gedeckt ist im ersten Stock, neben der Nische, wo schon die Gedichtsröle hängt mit einem Herbstgedicht und ein Ikebana-Strauß steht mit Herbstblumen. Auch die Kleidung muß der Jahreszeit entsprechen, sonst wird man wegen ‘mangelndem Common Sense’ gescholten.
- *Glauben*. Glauben scheint so fern von einem Fürwahrhalten, daß jeder Aberglaube hinfällig wird. *Man tut etwas*, wenn man den Gong anschlägt, zweimal in die Hände klatscht und Wunschtäfelchen und Vorhersagezettel aufhängt. Auf die Heilwirkung kommt es an, nicht auf einen Geltungsanspruch. Beten die Betenden vor den schintoistischen Schreinen für etwas, ohne zu jemandem zu beten? Beruhigende, einschläfernde Rituale?
- *Rituale*: Wasser wird im Eingang von Tempeln und Restaurants ausgegossen als Zeichen der Reinheit. Es ist verboten, *auf* die Schwelle zu treten.



Diagramm 6

- *Universalität?* Für den Japaner hat der Regenbogen 7 Farben, zwischen Lila und Blau tritt das Indigo. Das westliche Rot heißt *aka*, doch roter Tee heißt *kōcha*, und dieses Rot ist ein anderes. Primat der Dingfarbe? Doch die Dinge sind ihrerseits kulturspezifisch.

23.9. — Herbstanfang, zugleich Nationalfeiertag. Morgens Besuch des *Ginkakuji* (Gin = Silber), eines Tempels im Nordosten der Stadt, der sogenannte Silber-Pavillon. Heller Kies, getürmt zu Mauern und einem abgeflachten Berg, Furchen fürs Sonnenlicht (Diagramm 7). *Gingaku* ist eine Urform des Teehauses, offen, zweistöckig. Die Kiefern wölben sich über das Wasser und werden künstlich zugeschnitten, damit sie schräg wachsen. Das nahe *Honen-in* ist eine buddhistische Gebetsstätte. Sie liegt im Dämmerlicht, innen Gold, dem Indischen verwandt, im Gegensatz zu den karg ausgestatteten, hellen Räumen des Zen, denen das Höhlenhafte fehlt. Nebenan ein Friedhof, wo bekannte Leute wie Graf Kuki bestattet sind. Hinter den Grabsäulen stehen oft noch Holzlatten mit Aufschrift und Steinschalen mit angezündetem Weihrauch. Vorbei läuft der *Philosophenweg*, wo Nishida spazieren ging. Den Bach entlang stehen Kaki-Bäume und wieder der kleinblättrige Ahorn.

- *Nō-Theater*. Männer ohne, Frauen mit Maske, stilisierter Gang, einzeln eintretend, gehend, ohne die Füße vom Boden zu heben, teils stampfend. Der Mann kommt, verwandelt in eine Hexe mit langen schwarzen Haaren, aus einer Art Wechselkabine heraus, am Ende führt er einen Stampftanz auf. Spiel mit dem Fächer, als wäre er etwas zwischen Waffenstock und Schutzwand. Dazu der Chor und an der Hinterwand zwei Trommler, trommelnd mit flacher Hand und plötzlich zuschlagend. Eine Querflöte meldet sich mit schrillen, durchdringenden Einsätzen. Die Zuschauer sitzen da mit Textbüchern. Der Chiasmus zwischen Stimme als Musik und Zeichen als Bild führt zur Zurücknahme des Semantischen, *aux sources du poème*.

Auf dem Weg zum Theater tönt aus einem Haus buddhistischer Singsang, eine einzige Silbe unaufhörlich wiederholt, dazu leichtes Trommeln: *Gebet als Wachschlaf*. Einen Kontrast dazu bilden Lautsprecherwagen von Rechtsradikalen mit japanischer Flagge und Militärmusik, Polizeisperren an den Kreuzungen.



Diagramm 7

Abends zu Gast im Haus von Washida, zweistöckig, vor 50 Jahren gebaut. Vorgarten mit Pinie, ein Vorraum für erste Besucher. Dann ein doppelter Zugang, der eine ist für Gäste bestimmt und führt ins Empfangszimmer, der andere für Familienmitglieder. Der Hauptraum mit der Tokonoma ist eine Stufe erhöht, drinnen eine Schriftrolle, Ikebana, der Jahreszeit angepaßt, Rosen, Chrysanthemen, Orchideen. Im Innengarten steht eine große Kiefer, zwei Brunnen tropfen zweistimmig, der eine leiser, der andere lauter. Die Fenster lassen sich hochschieben. Das Innere des Hauses, das kein Gast zu sehen bekommt, enthält Wohnstube und Küche.

Am Fernsehen Sumō, japanischer Ringkampf: ein Verschieben der Gewichte (Roland Barthes); in Blitzesschnelle wird einer über den Rand hinaus oder zu Boden gedrängt, keine Verletzungen und Verrenkungen. Vorbeischieben als Finte. Modigli kennt die Gewichte der Champions, die aufgrund von Kraftnahrung bis zu 2 Zentner erreichen, Mönche des Sports, die sich sichtlich aussondern.

24.9. — Im *Nationalmuseum* bei der altjapanischen Malkunst. Die Landschaften bestehen meist aus auf Goldgrund aufgetragenem Grün. Szenen lagern sich treppenartig übereinander, durch Wolkenschichten getrennt, keine Zentralperspektive, keine Schatten und Farbvaleurs. In Häuseraufrisse blickt man wie in Hausmodelle. Bilder aus buddhistischen Klöstern sind sparsamer im Farbauftrag, hell-dunkel. Landschaften werden nach Jahreszeit ausgewechselt.

Tempel *Sanjūsangendō* (= *hall with 33 bays*): Buddhareihen, jeder Buddha mit 11 Gesichtern und 1000 Armen, 33 Reihen, weil Buddha die Welt in 33facher Verkleidung erlöst. Die Vervielfältigung in Zahlenspielen verändert die Qualität durch Wiederholungseffekte, Bildlitaneien, alle Figuren aufgereiht wie göttliche Bataillone. Das Gegenstück zur Kargheit des Zen, obwohl auch die Wiederholung einen einschläfernden Effekt hat. An diesem Ort findet einmal im Jahr das Bogenschießen statt, bei dem eine beträchtliche Entfernung mit einem geradewegs gezielten Schuß zu überwinden ist.

Besuch beim *Kalligraphen* und seiner Frau, ein Paar wie Philemon und Baukis, er 88, sie 82. Der Besuch wird eröffnet mit einem Höflichkeitszeremoniell: Die Frau kniet auf dem Boden und verneigt sich, der Meister mit rundem Kopf und nüchtern abschätzendem Blick sieht aus wie die bekannten kahlgeschorenen Zenmeister. Frau Washida bringt ein Geschenk mit, in Seide gehüllt, wie üblich mehrfach verpackt. Der Meister sitzt hinter einem niedrigen Tisch, vor ihm ein älterer Herr, ein Postdirektor, wie man erfährt, der seine Hausarbeit rot zensiert zurückbekommt. Dann eigene Übungen anhand einer Vorlage, die der Meister angefertigt hat, in Anlehnung an seinen Lehrer, der seinerseits altchinesische Vorlagen benutzte. Erste Übung: Der Meister führt den Pinsel des Schülers, dann macht dieser auf einem durchsichtigen Pauspapier dasselbe noch einmal. Der Meister kritisiert seinen Schüler frei heraus: Sie sind zu intelligent, Sie schreiben schlecht, der Pinsel spricht nicht. Wenn es um die *Sache des Schreibens* geht, fallen selbst in Japan die Höflichkeitsbarrieren. Zu beachten ist die Haltung des Pinsels,

steil mit angehobenem Ellenbogen, dieser muß die Bewegung ausführen. Genügend Tusche ist erforderlich, sonst spricht der Pinsel nicht richtig. Die Bewegung des Pinsels besteht aus einem maßvollen Ziehen und Drücken, Suchen des Schwerpunktes, Auslaufenlassen, 'Drehen'.

Das Lernen vollzieht sich nach Regeln, doch diese sind beim Schreiben zu vergessen, erst dann 'kann' man es. Es kommt an auf ein Nicht-Wollen, ein Sichbewegen-lassen. Ich frage nach Stimmungslagen. Der Meister bemerkt, er könne die Gestimmtheit aus den Schriftzügen ablesen, einschließlich von Schriftvordeutungen. Beim Lernen treten die Varianten zurück hinter einer kanonischen Vorlage, anders als beim 'künstlerischen Schreiben', wo jeder Zug sich selbst ausdrückt. Das Schreiben geschieht wie das Bogenschießen auf einem meditativen Hintergrund. Früher wurde das Schreiben von jungen Mädchen vor der Heirat gelernt und auch in den Schulen gelehrt: Lernen des Schreibens in Form von Schönschreiben, das auch in unserer westlichen Tradition nicht fehlt. Entscheidend ist dabei die *Rhythmik* der Schriftzüge, nicht das pure Treffen der Vorlage; trotz der Benutzung eines Pauspapiers bleibt es nicht beim Abmalen, denn Rhythmen macht man mit, man macht sie nicht bloß nach. Der Meister versichert, es komme nicht auf den Sinngehalt der Kanji-Zeichen an. Er stimmt eifrig zu, als ich sage: „Schreiben ist ein Tun“. Seiner Frau erklärt er beiläufig, was ein Philosoph ist: „Er denkt, was keiner versteht.“ Washida berichtet später, die Frau habe mich direkt angeredet, als ich meine Schreibversuche ausführte: „Du bist aber klug, du begreifst gleich alles.“ Auch der Meister spricht mich am Ende direkt an. Dazu Washidas Kommentar: Diese alte Generation nennt man Meiji-Menschen: Selbstbewußtsein (zwei gewonnene Kriege gegen Rußland und China), danach Minderwertigkeitsgefühle gegenüber Europa im Geistigen – was von Jüngeren durch wirtschaftliches Selbstbewußtsein kompensiert wird.

– *Bestimmte Unbestimmtheit* gibt es, wie es eine *docta ignorantia* gibt. Unbestimmtheit als positive Qualität erfordert eine besondere Form der Genauigkeit, wie eben auch beim auslaufenden, leicht ausfransenden Pinselstrich. Roland Barthes' *Reich der Zeichen* ist nicht frei von Spuren einer europäischen Sinn- und Subjektivität, mit der Gefahr einer Kontrastwirkung, die das Gegenbild verzerrt.

Abendeeinladung mit vier Professoren von der Kyoto Universität: ein Hegelianer ohne ein Wort Deutsch, ein kluger, halbtauber Anhänger von Rorty, ein Sohn eines buddhistischen Klosterleiters, dazu Takeichi, der Hausherr. Schnelles, formloses Nudessen. Ich halte mich an den Sprachphilosophen, um nicht ganz zu versinken. Das Haus hat ein europäisches und ein japanisches Zimmer, wir trinken Wein in ersterem, Tee in letzterem. Stockendes Gespräch, ein vager Heideggerianismus, mit dem ich nichts zu tun habe. „Alltag und Transzendenz“: der buddhistisch geprägte Gesprächsteilnehmer spricht sich aus für ein „Herz des Alltags“, er meditiert zweimal die Woche in einem Kloster.

- *Alltag*: In der japanischen Tradition gibt es erst seit etwa 100 Jahren einen Sonntag, daneben vier große buddhistische Feiertage, darunter am 15. August das Totenfest, ferner lokale Tempelfeste, weit ab von der Festfülle des Mittelalters. Sozialpolitische Verklärung: die Arbeiter arbeiten gern, putzen ihre Maschinen... kein Max Weber in Sicht? Für die Zeit des militärischen Imperialismus gibt es keinen eigenen Namen wie etwa für unsere Nazizeit. Gibt es Generationenprobleme im Politischen wie bei uns? Jedenfalls herrscht ein bedenkliches Vakuum an politisch-sozialem Verstand. Unter diesen Umständen verstehe ich die Jüngeren besser, wenn sie nachfragen, welchen Alltag ich denn meine und ob dieser so erhaltenswert sei. Vorsicht also bei dieser Mischung aus Traditionalismus, Heidegger und vager Religiosität.

25.9. — Besuch im Zen-Kloster *Tenrūji* (= Himmels-Drache) im Westen der Stadt. Empfang durch einen kahlgeschorenen Eleven mit den üblichen Verbeugungen. Im Empfangszimmer sitzen wir auf drei Kissen dem Zen-Meister gegenüber, der in gebührendem Abstand Platz nimmt. Ein gesammeltes, freundliches Gesicht mit einem Anflug von Humor, einstiger Humboldt-Stipendiat in Heidelberg bei Gadamer und Löwith. Er äußert sich zu Heidegger und zum Zen. Zen ist kein Nihilismus, man muß die Worte nehmen, um die Begriffe zu zerstören. Es gibt kein 'Nichts', kein 'Nichts-Sein', wohl aber eine Rede in Paradoxen. Er leitet Übungen und hält 'Vorträge', aber als ein 'Vor-Augen-tragen' (*teishō*), nicht als Reden-über. Es finden Meditationswochen statt, bei denen man von morgens 4 bis abends 11 meditiert, unterbrochen von Zeiten körperlicher Arbeit. Die Räumlichkeiten bestehen aus Schlafsaal, Eßsaal und Meditationssaal, einer hohen Halle mit Wandschränken.

Anschließend 10 Minuten Meditation in der Halle, auf erhöhtem Kissen, ein Bein übergeschlagen, die Hände flach ineinander, der Rücken gerade, zu fixieren ist ein Punkt in zwei Meter Entfernung. Schmerzen im Bein. Bei der normalen Übung gibt es jeweils zwei kräftige Stockschläge auf die Achsel, wenn der Zeitpunkt der Schläfrigkeit heranrückt. 12 junge Mönche besuchen diese Schule. Beim Abschied eine Bemerkung zur Phänomenologie: „Die formlose Form als Form ist das Phänomen.“ Grüße an meinen Bruder.

Weiter zum Fluß ins *Arashiyama* (= Sturm-Berg)-Gebiet, Boote, Waldhänge, die sich herbstlich rot färben. Im Bambuswald eng gesetzte, schmale Stämme, Walddunkel, leicht getönt. Am Waldrand liegt ein Schrein, wo rege gebetet wird für die „Beziehung zwischen Mann und Frau“ und für das rechte Lernen, *Jōjakkōji* (= ewiges stilles Licht, siehe *nichi jō* = Alltag). Der Rückweg führt an einem Reisfeld vorbei, die schweren Halme gebündelt.

26.9. — Ein Ausflug führt nach Nara, seit dem 8. Jh. Kaiserstadt, im 12. Jh. von Kyoto abgelöst. Es gibt ausgegrabene Fundamente eines Kaiserpalastes, ein Prinzessinnengrab, davor ein Graben mit Lotos und immer wieder diese roten Jenseits-Blumen: *higambana*, Sie blühen zweimal, im Frühling und im Herbst, jeweils um die Tag-und-Nacht-Gleiche; sie kommen aus dem Jenseits, weil zu dieser Zeit die Seelen der Toten wiederkehren.

Im Nara-Park der mächtige Tempel *Tōdaiji* (= Ost-Groß-Tempel). Ein riesiges Tor mit überlebensgroßen gigantischen Tempelwächtern aus Holz. Im Tempelraum ein schwarzer Buddha in Riesengröße: eine segnende Hand mit abgespreiztem Mittelfinger, eine rettende Hand mit flachem Handteller. Diese erhabene Form rührt für uns Europäer an das Schreckliche; Japaner versichern, für sie sei es nicht so.

In der Nähe der Tempel *Hōryūji* (*bō* = Gesetz, buddhistische Lehre *ryū* = Aufblühen), Wiege des japanischen Buddhismus, im 7. Jh. gegründet. Eine Tempelstadt mit inneren und äußeren Grenzmauern, im Innenhof eine Pagode, ein Schatzhaus auf hölzernen Stützen. Ein Traumpavillon enthält ein selten gezeigtes Buddhahild, einstmals ein Tabu. Ein Gefängnis für Geister entstand nach der Hinrichtung einer königlichen Familie. Die Geisternähe ist noch fern von der gedämpften Stille des Zen. Drum herum stehen Holzhäuser, teils von Mönchen bewohnt, teils von Handwerkern und Kaufleuten. Über den Waldhügeln geht die Sonne unter in gelbem Licht.

Den Abends verbringe ich bei einem Übersetzer und seiner Frau, an der Wand europäische Teller, Europa-Sehnsüchte. Die Frau beschäftigt sich mit Horváth und Tieck. Zusammen übersetzen sie den *Zauberbaum*. Washida wendet ein, mit der Moderne-Postmoderne-Mode würden drängende Fragen nach der japanischen Moderne einfach überdeckt. Natürlich gebe ich ihm recht.

- *Familiensinn*. In der Familie von Washida werden sein Vater und die Eltern der Frau mitversorgt; die Frau kocht für drei Familien, er selbst bringt seinem Vater das Essen. Es gibt zwei buddhistische Hausaltäre, da beide Familien verschiedenen Sekten angehören. Alle vier Wochen kommt ein buddhistischer Mönch zu Hausgebeten. Dieser selbstverständliche Familiensinn, der vielfach dahinschwindet, erinnert an die römische *pietas*, auch in den Übergängen zwischen Familiärem und Religiösem. Wogegen haben wir dies eingetauscht? „Du wirst Vater und Mutter verlassen...“, eine alte Auszugsbewegung, die inzwischen ökonomische und konsumptive Gründe hat. Doch hier hat die japanische Gesellschaft bislang ihre *grass roots*.
- *Domestizierte Natur*: Im Nara-Park überall freilaufende Rehe, die sich streicheln und füttern lassen. Ein Anflug von Paradiesischem mitten zwischen den Andenkenbuden.

- *Namen*: Erstaunlich, fast alle Namen haben eine erkenntliche Bedeutung, anders als bei unseren präsemantischen Lautbildungen, bei denen Signifikant und Signifikat auseinandertreten und in verschiedene Richtungen auswuchern. Einen Nominalismus gibt es nicht, anders als in unseren Traditionen, wo *nomen* und *conceptus* sich oft den Rücken zukehren. Das Nachdenken über die hiesige ὀρθότης τῶν ὀνομάτων könnte einiges erbringen. Es fragt sich auch, warum die Zeit bei uns soviel hat verwittern lassen und hier nicht?

KYOTO

27.9. — Mein Vortrag „Lebenswelt zwischen Alltäglichem und Unalltäglichem“ folgte einer Einladung der „Gesellschaft für Erforschung der Gegenwartsphilosophie“. Auffällig die Ungeduld der beteiligten Philosophen, die an der Überschreitung des Alltäglichen höchst interessiert sind, an den Ordnungen des Alltags dagegen wenig, anders als die Soziologen vom vorigen Sonntag. Eine Mammut-Veranstaltung, die Diskussion dauert dreieinhalb Stunden. Welche Ausdauer! Anschließend ein zweistündiges Nudel-Diner in Gion, dem alten Samurai-Viertel der Stadt. Die Kellnerin schenkt mir zum Abschied einen Fächer.

28.9. — Den letzten Tag verbringe ich als ‚Handwerkertag‘ im einem Handwerksmilieu, das solide ist wie etwa in Schwaben. Besuch bei einem Färber. Es werden Kimonomuster aufgetragen auf lange ausgerollte Seidenstoffe. Die Farbherstellung greift auf Naturfarben zurück. Das spezifische Rot gewinnt man aus Holzplättchen, die einem chinesischen Baum entstammen. Durch Mischung mit Alaun und anderen Säuren werden drei weitere Farben erzeugt. Warum denken wir oft nur an die Farbwahrnehmung, nicht an die Farbherstellung? Das Indigo taucht als siebte Farbe im Regenbogen auf, weil es als eigene Farbe gewonnen wird, so gilt es nicht als Blauvariante.

Von Washidas Vater stammt eine Sammlung von Kimonos, die bis ins 18. Jh. zurückreicht. Der Familienbetrieb ist mit etwa vier Angestellten in einem kleinen Holzhaus untergebracht. An der Hauswand wächst eine Pflanze, die mittels eines durch Hämmern erzeugten Abdrucks eine grüne Farbe ergibt. Kimonos werden maschinell gefertigt, ab 50.000 Yen, handgefertigt ab 300.000 Yen. Jede Frau bekommt traditionell fünf Kimonos mit zur Ehe. Die Abschaffung des Kimonos als allgemeine Kleidung geschah schlagartig nach dem Krieg.

Dann weiter zur Kordelfabrik von Washidas Schwiegervater, inzwischen als privates Museum eingerichtet. Ein jüngerer Man fertigt Kordeln mit der Hand, daneben Maschinen. Der Leiter der Maschinenabteilung liebt Bach und Mozart. Im Museum gibt es Teepuder Dosen aus der Edo-Zeit, mit ‚Familienknoten‘ verschlossen, aus Angst vor der Hinzufügung von Gift.

Da sind die Waffen nicht fern. Im Handcraft Center verkauft man neben Samurai-Schwertern auch Harakiri-Schwerter. Todeshandwerk, wohlgepflegt.

Abendmahl in der Weber-Vorstadt auf Einladung von den Schwiegereltern. Die Besitzerin des Restaurants besucht Buddhismus-Kurse im Erwachsenenprogramm der Kyodai. Die Kellnerin macht mir Komplimente wie *handsome*. Ich fühle mich offenbar so wohl, daß Sympathieströme hin und hergehen trotz der bloß spärlichen Sprachbrocken. Ich ernenne Kyoto zur 'Lebensstadt' in Analogie zur 'Lebenswelt'. Abschied von Washida und seiner Familie nach einer Woche außerordentlicher Gastlichkeit.

- *Blickkontakte*: Im Japanischen gilt es als unschicklich, jemanden beim Gespräch direkt ins Gesicht zu schauen. Als Washida von seinem längeren Aufenthalt in Bochum nach Japan zurückkehrte, grüßte er zunächst auf europäisch. Er gab anderen spontan die Hand und schaute sie so an, daß ein Student betreten fragte: „Warum guckst du mich so an?“ Anstatt verschiedene Blicksitten zu befragen, kommentiert man Sartre, ohne zu bemerken, wie sehr dieser den europäischen Blick beschreibt. In der japanischen Öffentlichkeit fehlt es, so scheint mir, an erotischen Blicksignalen, keine Koketterie weiter und breit, auch keine verführerische Kleidung. Dies schließt nicht aus, daß sich auf versteckte Weise Leidenschaftliches ansammelt, in der Liebe wie in der Gewalt. Das Fremdverhalten gleicht der Fremdsprache.
- *Abschiedsritual*: Japaner gucken sich nach, bis sie außer Sichtweite sind. Washidas Schwiegereltern biegen mit ihrem Taxi weit weg um die Gassenecke, und noch danach verbeugt sich das ganze Gasthaus.
- *Mauern und Straßen*: Den Kaiserpalast umgeben hohe, chinesisch wirkende Mauern. Geschlossene Mauern auch in den schmalen Gassen, deren Häuser im Parterre keine Außenfenster haben. Dafür stehen Blumentöpfe und Gemüsebeete auf der Straße. Doch die Straße ist ein Durchgang, den man benutzen darf, kein öffentlicher Ort. In den alten Vierteln ist sie meist nur drei Meter breit. Was heißt hier *chez soi*, was heißt *soi*?

NAGOYA

29.9. — Besuch der „Hochschule für soziale Wohlfahrt“, einer buddhistischen Gründung, die von manchen als 'kommunistisch' angesehen wird. Sie strahlt eine offene Atmosphäre aus. Der aufgeräumte Institutsdirektor lehrt russische Sprache und Literatur. Er ist der Sohn eines Generals, der vom Militär zum Sozialismus überschwenkte, und zeigt eine Vorliebe für Bachtin. Wir sprechen über Kultur, die als Volkskultur im Anonymen beginnt.

Wir fahren ans Meer, nehmen ein. Bad bei Sonnenuntergang und leichtem Taifun, Salzgeschmack, mein erstes japanisches Meer. Rund um *Chita* wird Reis geerntet, unser Hotelzimmer liegt am Meer, das über die Feldklippen rauscht, im Hintergrund die Lichter vorüberfahrender Schiffe. Mit dem Fährboot fah-

ren wir auf die Halbinsel Tobu. Dieser erste Ort, wo Perlen gezüchtet wurden, hat ein Museum für Perlenherstellung. Am Meer stehen Pfähle mit Netzen zur Sammlung von Seetang, den man wie Meeressalzwasser isst.

Wir fahren zu dritt durch die Berge der Halbinsel und besuchen einen buddhistischen Bergfriedhof. Lange Holzbretter bilden hohe Wände, sie tragen Sanskrit-Aufschriften, oben die fünf Elemente (Himmel, Wind...), aus denen der Körper besteht. Samuraigräber sind an die 400 Jahre alt. Im Totensaal läßt eine Familie eine Gedächtnisfeier zelebrieren. Der buddhistische Mönch eröffnet die Feier mit Gongschlägen, die Gäste sind schwarz gekleidet. Der zugehörige Tempel wurde erreicht, um Unheil vom nahen Ise-Schrein abzuhalten.

ISE selbst, das wir anschließend besuchen, liegt im Osten der alten Hauptstadt Nara: Heil aus dem Osten. Beim Abendessen führt uns ein langes Gespräch auf den Animismus, auf heidnische Gebräuche, auf die Deutung heterogener Erfahrungsstrukturen, auf den Synkretismus als Vorzug oder Nachteil. Wir sind uns darüber einig, daß es auch in der jüdisch-christlichen Tradition nicht an Naturmagie und Heidnischem fehlt, aber die Akzente sind andere. Dazu bemerkt Kishimoto: *heiliges Wasser in Japan, geheiligtes Wasser in Europa*. Er hat im europäischen Bochum einiges gesehen und begriffen, doch ist er nicht frei von der Sucht, es den Europäern gleichzutun, anstatt an eigene Probleme anzuknüpfen.

Nicht ganz unähnlich wird es im Rußland des 19. Jh.'s ausgesehen haben, nur daß dort das Messianische stärker war als in der eingewurzelten japanischen Kultur. Ich stelle mir selbst die Frage: Was treibt mich, die Japaner, die ich treffe, so sehr auf sich selbst zu stoßen? Vielleicht ist es die Unerträglichkeit europäisch-modernistischer Vorurteile, die sich steigert, wenn sie aus fremdem Munde kommt. Suche ich hier, was ich daheim vermissen? Dies wohl auch. Wie formlos ist vieles bei uns inzwischen, verglichen mit japanischen Lebenskünsten. Ein merkwürdiges Überkreuz von Ost und West. Da sind Japaner, die partout nicht dem Orient zugehören wollen. Der uns begleitende Politologe bringt mit seiner ganzen Haltung zum Ausdruck, daß ihn das Alte ringsum anwidert. 'Westler' wie zu Zeiten Dostojewskis?

1.10. — In ISE, dem *Nationalheiligtum*, bestehend aus den beiden Schreinen Geku und Naiku, stellen sich Fragen über Fragen.

- *Schintoismus*: Der Schintoismus hat hier seine Kultstätte, die vor Einführung des Buddhismus entstand. Vielleicht liegt das Fragwürdige dieses 'Animismus' in seinem anachronistischen Charakter, dem Hineinragen einer Naturreligion in eine Hochkultur *an Stelle* von deren Integration. Man stelle sich vor, heidnisch-germanische Bräuche lebten unvermindert fort, Seite an Seite mit christlichen Kirchen. In Europa wurde das Heidentum getauft mit allen Zeichen der List und Gewalt, die zu einem solchen Umbruch gehören („Ich

bin gekommen, das Feuer auf die Erde zu bringen...“). Solche Differenzen stehen hinter dem ‘Synkretismus’, von dem man so leichthin spricht.

- *Historischer vs. mythischer Sinn*: Das zentrale Heiligtum wird alle 20 Jahre abgerissen und das Holz an die Schreine im Land verteilt als geweihtes Baumaterial, dann baut man neu. Man stelle sich vor, Chartres würde alle 20 Jahre erneuert. Manches erklärt wohl auch das Holz als vergänglicheres Baumaterial. Dennoch ist der unbekümmerte Austausch von Material ungewohnt. *Identität* wird weniger körperlich hergestellt als vielmehr zeremoniell. Vielleicht paßt dazu die relative Unempfindlichkeit gegenüber der Kriegszerstörung, der nahezu alle Großstädte zum Opfer gefallen sind.
- *Schrein und Tempel*: Dies sind zwei unverkennbar verschiedene Einrichtungen. Der Schrein hat als Eingang ein meist rot gestrichenes Tor, *torii* genannt, das Tempeltor heißt dagegen *mon*. Was den Ise-Schrein angeht, so ist Geku ein kleineres Anwesen, das dem Gott des Gedeihens geweiht ist, einem bäuerlichen Erntegott, der heute auch als Gott des nationalen Wohlergehens, der Industrie gilt. Naiku, das größere Anwesen, ist dagegen eine Art Nationalheiligtum, eng verknüpft mit der kaiserlichen Familie.

Reinigung am Fluß: Man geht über eine Brücke, eine Art von Übergang ins Jenseits. Uralte Zedern, Bäume bis zu 800 Jahre alt, die zugleich als Tempelbauholz dienen. Das Hauptgebäude hat vier *fences*: die äußere Holzwand mit Tor; dann ein Zaun mit Tor, in der Mitte ein weißer Vorhang; es folgt, nicht allgemein zugänglich, eine dritte und vierte Umfassung. Der Schrein selber, den man über eine Treppe erreicht, enthält nichts weiter als einen Spiegel als Verkörperung der Gottheit. Der *Spiegel* (= *kagami*, was auch Reflex, Weisheitsbuch und Reflexion bedeutet) dient hier wohl als Zauberspiegel mit bannender Wirkkraft. Vielleicht basiert dies auf der erstaunlichen Entdeckung, daß der Spiegel alles ist (,irgendwie’: $\pi\omega\varsigma$ wie die aristotelische Seele), und dies noch bevor eine platonische oder sonstige Entzauberung einsetzt, die den Spiegel zum *bloßen* Spiegel herabsetzt, zu einem Gerät, das nur noch abbildet. – Neben dem Schrein-Gebäude steht ein Tanzsaal, in dem Zeremonien aufgeführt werden, ursprünglich staatlich verordnet und geleitet (wie in Platons *Nomoi*). Die leitende Priesterin ist noch heute eine Prinzessin aus kaiserlichem Haus, Herrin über eine Hierarchie von etwa 10 Priestern. Diese Mischung aus Kult und Staat wirkt in der naiven Darstellung des Prospekts ziemlich suspekt. – Drumherum der herrliche Park, Holzbauten mit Strohdach, ohne Nägel errichtet nur mit Holzkeilen, ein Wunderwerk an alter Technik. Doch man stelle sich vor, wir würden noch vor einer Donar-Eiche beten! Auf dem Weg ein Hahn und einige Hennen, wie auf alten Bildern; sie erinnern daran, daß die Natur älter ist als der älteste Kult.

Wir sitzen in einem Speisehaus, draußen vor dem Fenster ein Zen-Garten mit Blick auf den Fluß; wir trinken grünen Tee aus Teepuder, der leicht schäumt, und essen *akafuku* (= rotes Gebäck), einen weichen grützenartigen Kuchen, be-

dient von einem anmutigen Mädchen. Diese Atmosphäre erzeugt eine Alltagsnähe im Schatten der Tempelferne.

Es fällt auf, wie sehr Japan eine *Männer-Gesellschaft* ist. Man sieht, vor allem in den Städten, Gruppen tüchtiger, meist schwarz gekleideter Männer, die für sich auf Reisen sind; auch Studenten und Studentinnen sondern sich angeblich voneinander ab wie die Scharen von Schulklassen, die den Garten um den Ise-Schrein bevölkern.

Wir durchqueren den Ise-Nationalpark. Die Straßenböschungen sind akkurat abgesichert mit Drahtgeflecht und kleinen Wasserröhren. Im Meer ein Bad am Rande eines abschüssigen Strandes, Taifun, der die Wellen hochtreibt. Auf der Fahrt über die große Halbinsel höre ich Geschichten von Schiffbrüchigen, die in der Edo-Zeit verbotenerweise ins Ausland fuhren und von den Staatsbeamten aufgegriffen wurden.

Zurück nach NAGOYA. Die großen Straßen wurden nach der Kriegszerstörung angelegt, alles wirkt westlicher als in Tokio. Um das Hotel herum wieder die schwarzen Männer, dieses Tüchtigkeitssyndrom. Erstaunlich, wie gut alles funktioniert, doch bleibt bei diesem Tempo noch Zeit zum Nachdenken? Heute abend rette ich mich vor den üppigen Fischgerichten und sitze einmal wieder ruhig auf meinem Zimmer.

2.10. — Ich bereite mich auf meinen Vortrag vor unter einem Ginkgobaum am Schloßgarten. Ventilatorgeräusche auch hier wie nachts in allen Hotelzimmern. Ich genieße die natürliche Luft. Von 2 bis 5 Uhr dann Vortrag und Diskussion. Die Fragen kreisen vor allem um die Deformation des Alltags, bis ins Politische hinein, später beim Bankett geht es weiter. Diese 'kommunistische' Universität atmet in der Tat eine linke Atmosphäre. Es tauchen Namen auf wie Gramsci, Rosa Luxemburg, Adorno – zaghaft auch die Phänomenologie von Tatematsu. Es bildet sich ein dichtes Fragenetz. Ich ende mit Löwiths Bemerkung von den zwei Stockwerken aus traditionellem Alltag und Philosophie und plädiere für eine Analyse von Alltagsstrukturen, die einer Bewertung der Dinge nach gut und schlecht vorausgehen muß. Dies ist die am stärksten politische Sitzung auf dieser Reise.

Hinterdrein stoße ich auf Ikeda, einen wohlbeleibten Japaner in kurzem Kimono. Er versichert mir, ich hätte gewirkt wie ein Antiphänomenologe und Vertreter der Kritischen Theorie. Ich pariere mit der Feststellung, die ältere Kritische Theorie sei in mancher Hinsicht phänomenologischer als die jüngere. Wieder dieses auffällige Überkreuz, das mir seit längerem begegnet Ikeda verdankt seine Erweckung Adornos *Minima Moralia*. Er studierte in Berlin bei Klaus Heinrich und Helmut Gollwitzer und promovierte über „Wohnen und Reisen“. Wir gehen in seine alternative Kneipe, in der etwas Berliner Luft weht. Er bekam dieses Lokal geschenkt, weil er im Stadtviertel ein Fest veranstaltete, an dem 300.000 Leute teilnahmen. Das Lokal wurde von einem Architekturstudenten eingerich-

tet, dicke Balken, deutscher Weißwein. Er selbst wird im nächsten Frühjahr eine Hochschule für Kunsthandwerk, Kunst und Sprache eröffnen, und zwar in Takayama, einer Bergstadt, die an das polnische Zakopane erinnert. Gegen den großen 'Wirklichkeitssinn' setzt er einen starken Idealismus mit kritischem Einschlag. Furiose Kraft, spontanes Verständnis, er erinnert mich an meinen ungarischen Freund Misu. Er vertritt eine Wanderphilosophie im Sinne von Bashō. Er ist ein genauer Leser und Schreiber, eine farbige Person, ohne die Attitüde, die man bei unseren Linken oft findet. Er freut sich, daß er als Außenseiter einem deutschen Professor begegnet ist, mit dem er spontan Gemeinsames entdeckt. Einziger Streitpunkt ist seine Apokalyptik, in der ich noch zuviel an Totalitätsdenken wittere. Eine wundervolle Gleichgestimmtheit am Anfang, ohne viele Argumente, so fangen Freundschaften an.

SHIRAKAWAGO

3.-4.10. — Fahrt in den Norden nach *Shirakawagō* (= Weißflußdorf) zusammen mit Kishimoto, der sich seinem Vornamen entsprechend (= heiterer Held) als sehr humorvoll, unternehmend und wissensdurstig erweist, dazu der stille Tani und ein Germanist, der ein Jahr in Jena verbrachte, vielleicht als Kommunist.

In dem Dorf, das wir abends erreichen, stehen schilfgedeckte Bauernhäuser, über dem Erdgeschoß sind drei Böden eingezogen, das steile Dach schüttelt den Schnee ab. An der offenen, mit einem Holzbrett abgeschirmten Feuerstätte sind Sitze bezeichnet für Mann, Frau, Gast und Frau des Sohnes. Alles ohne Nägel, auch hier die weiche Technik wie in Katsura. Die Balken sind mit Schnüren verbunden. Das Dach wird gewöhnlich alle 50 Jahre in kollektiver Arbeit erneuert. Man benutzt Holzgeräte aller Art, einen schmalen Pflug, Geräte zum Spinnen und Weben. Es werden Seidenwürmer ausgesetzt, die Seidenherstellung dient als Erwerbsquelle. Sonst gibt es nur kleine Reisfelder, die wie Reisgärten aussehen. Das Dorf liegt 400 Meter hoch, die Berge ringsum steigen bis zu 1800 Meter an.

Wir übernachten in einer Art Pension, einem umgebauten Bauernhaus mit Schlafmatten und gemeinsamem Abendessen. Die Wirtin, eine Frau in den Fünfzigern mit flachem Mongolengesicht, spielt die Shamisen und singt dazu Lieder von dem Bauernaufstand, der hier im 18. Jh. stattfand, begleitet von Holzinstrumenten, Rasseln, Schabern und ähnlichem. Andere ergötzen sich am Go, einer spielerischer Landeinnahme durch Einkesselung und Einschnürung statt des 'Schlagens' gegnerischer Figuren. Auch hier eine sanfte Form von Gewalt. Kishimoto legt als Universitätsmeister lächelnd seine Fallen aus. Für die Zeit der Übernachtung entsteht eine Großfamilie. Zum Abendessen gibt es wie zumeist Fisch, dazu eine Probe neuen Reisweins, in dem noch die Reiskörner schwimmen. Beim Abendgang hinauf durch die Reisfelder begleitet uns der Gesang der

Grillen. Morgens zum Frühstück gibt es Reis, darüber gegossen ein ungekochtes Ei, Seetang, wildes Gemüse und Pilze, eine Suppe mit wildem Sellerie, dazu Tee.

Am anderen Morgen besuchen wir das Dorf. Ein Bauernhaus führt zu einem buddhistischen Tempel hinüber und zu einem uralten Glockenturm mit einer größeren Glocke, die zu Neujahr 108 mal angeschlagen wird, dazu eine kleinere Glocke mit langem Nachhall, dem man nachsinnen kann. Vom Wandschirm blicken Glückszeichen: Kiefer, Bambus, Kranich (Glück = *fuku*). Der buddhistische Priester sitzt an der Feuerstelle beim Tee in langem schwarzem Kimono. Hinter dem Bauernhaus liegt ein Tempelgarten mit vielen Brückchen. In dem üblichen Dorfschrein gibt es innen wiederum nichts außer dem Spiegel. Im Museum befinden sich Festutensilien, ein Drache, uralte Holzbuddhas, eine alte 'Bibel': Sanskrit ins Chinesische übersetzt. Die 'Hochpolitik' übt eine tötende Wirkung aus; meine Begleiter hören und sehen nichts, stehen verlegen dabei. Nur Kishimoto, der aus einem Dorf stammt, kennt sich aus. Wäre die Linke doch so sinnlich wie Brecht! Dann wäre sie noch verführerisch.

Ein Aussichtspunkt mit Blick ins Tal weckt bayrische Gefühle. Bruno Taut soll diese Gegend als schweizerisch empfunden haben. Ein Bauernmuseum mit Handarbeitsstätten, Mühle und Kohlemeiler wird staatlich gefördert, um dem Bauernsterben abzuhelpfen. Die Fahrt geht hinauf in die Berge, der erste gelbe Ahorn, Buchen, Fichten, dazwischen Ebereschen, aus denen man auch hier Brantwein gewinnt, ein Gruß in den Schwarzwald.

Heimfahrt mit Musik, die mich leiden läßt: Udo Jürgens, Karel Gott etc. Das Gespräch kommt auf den Selbstmord bei Jugendlichen. 50 Fans folgen einem weiblichen Star in den Tod. Ausfallen der zweiten Trotzphase, Mutterbindung, die sich nicht in Selbständigkeit verwandelt, Zerfall der Großfamilie, fehlendes Kennenlernen des Todes, das sind ähnliche Probleme wie bei uns.

- *Hausanlage*: Die Trennung von Innen und Außen ist abgemildert durch Schiebewände, die sich öffnen lassen, Fenster aus japanischem Papier statt aus Glas. Die Privatsphäre ist weniger stark abgetrennt, keine Haus- und Zimmerschlüssel. Man vergleiche dies mit der bürgerlichen Hauskultur bei Thomas Hobbes, die von Mißtrauen geprägt ist.
- *Blickkultur*: Diese ungeheure Diskretion im öffentlichen Gehabe. Kein Anstarren, aber wohl auch weniger Neugierde, die bei uns zur Entstehung einer Wissenskulturr führt hat. Vielleicht hat man auch das Gefühl, im 'Anderen' sei so wenig zu entdecken wie im leeren Schrein? Merkwürdig lautlos die japanische Liebe, Bett heißt *bett*, Kuß heißt *kiss*. Wie aber sieht das nur leihweise so Benannte aus? Da helfen die Filme weiter. Daneben Schlafende in der U-Bahn. Ein älterer Herr verbirgt sich hinter so niedrig hängenden Augenlidern, daß er zu schlafen scheint, während er schreibt.
- *Gastkultur*: Im Gastraum kommt es zu Gesprächen zwischen Gastleuten und Gästen ohne vorheriges Abtasten des Standes. Man verkehrt auf gleichem Fuß.

Auch in den Wirtshäusern setzen Kellnerinnen sich zu ihren Gästen. Spuren einer alten Gastfreundschaft und direkte Verständigung – so sieht es aus. Gibt es abseits der feudalen Hofkultur und der ökonomistischen Stadtkultur Relikte einer ländlichen Großfamilie – deren Grundbestand aus Bauern und Fischern besteht? Wie verloren müssen sich Japaner in dem hochgestochenen und diskretionsbewußten Europa vorkommen? Sind sie zu höflich, um dies festzustellen? Doch Vorsicht: es gibt feinere Unterschiede und Wandlungen, hüben wie drüben.

5.10. — Wieder in TOKIO. Ich sitze erneut vor dem Schloßwall, diesmal die Pflichten hinter mir. Grillenzirpen schon am frühen Morgen. Der japanische Sommer-Herbst hüllt den Wanderer ein wie in eine bunte warme Decke.

– *Ethnographische Spiegelungen*: Es besteht die Gefahr, ständig Fremdes als Kontrastfolie zu idealisieren. Die stilistische Verfeinerung des Umgangs kommt mir verlockend vor, wenn ich an das viele formlose Gerangel und Getuschel, an das indiskrete Einanderbelauern in unseren akademischen Milieus denke. Dennoch sollte man nicht übersehen, daß die sanfte Stilistik oftmals verhindert, daß Konflikte offen und produktiv ausgetragen werden.

Gestern abend sah ich einen Fernsehfilm: Ein harter Samurai-Typ vergewaltigt, wo er nur hinblickt und hinfaßt, ob Frau, Tochter oder junges Mädchen. Am Ende zerstört er alle Erinnerungsstücke im Familienzimmer mit einem Stock, den er schwingt wie ein Schwert. Die Frau geht einsam davon. *Verdrängte Aggressivität* hat nichts Begehrteswertes. Ist es so, daß in Japan viele unserer Konflikte nur stilistisch bereinigt werden, bis hin zur gezielten Enthauptung, bei der es kein Federlesen gibt, so gekonnt ist der Schnitt?

HAKONE

5.-6.10. — Abschied von Kishimoto, Treffen mit Washida und Nitta, die inzwischen alte Freunde geworden sind. Mit Zug und Drahtseilbahn fahren wir auf die Höhe von Hakone, dem Garmisch der Bewohner von Tokio. In diesem vulkanischen Gebiet ereignete sich der letzte Ausbruch vor 200 Jahren, doch aus den Bergspalten steigen heiße Schwefeldämpfe auf. Weithin dehnt sich eine Waldhügellandschaft. Auf dem Kratersee schwimmt wagnerhaft ein rotgoldenes Schiff, es ist fast Vollmond, bayrische Assoziationen hier in den Bergen. Doch man schaut auf den Mond durch die Federbüsche der Suzuki.

Wir übernachteten in einem Hotel für Staatsbeamte, eingerichtet im japanischen Stil: heißes Bad, japanischer Schlafraum mit Matten und Bambus. Abends beim Go-Spiel entdeckte ich Topologische Strategien, bei denen die Heuristik die Regelmäßigkeit übertrumpft, dazu kommt der ‚schöne‘ Sieg. Go ist deshalb schwerer zu erlernen als Schach.

Am nächsten Tag geht die Fahrt über den Hakone-See, einen 45 Meter tiefen Kratersee, in Richtung Moto-Hakone, einer Grenzstation aus der Tokugawa-Zeit, wo Passanten kontrolliert wurden. Eine alte Straße, von 300-jährigen Zypressen umsäumt, stammt aus dieser Zeit. Auch hier scheint die Schwelle zwischen Natur und Kultur anders geprägt als in unserer westlichen Zivilisation

7.10. — Zurück in TOKIO besuche ich das *Nationalmuseum für westliche Kunst*, ein Corbusier-Bau: flaches Erdgeschoß, an zentraler Stelle in ein zweites Geschoß übergehend. Es öffnen sich Durchblicke über Emporen und Treppenabsätze hinweg, so daß im Gehen wechselnde Ensembles entstehen. Zum Beispiel erscheint Monets *Mr. Brun* neben Rodins *Balzac*. Lichtblenden von oben, Rampen von außen, ein umgängliches Gehäuse besonderer Art. Leichte Bezüge zum japanischen Mobile-Haus.

- *Westliche und östliche Malerei*: Zehn Monets, unter anderem ein Seerosenbild von 1916 mit Lila-Rosa-Farbspielen. Sieben Courbets: Einbruch der Natur in die Salons. Ein Bild wie die Fuchsfalle beschwört den *struggle for life*. Das Seerosenbild spielt auf der Schwelle von Wesenhaftem und Wesenlosem, ein Zurückschrecken vor dem Abgrund als purem Abgrund, der in seiner Formlosigkeit etwas vom Urschoß der Geburt hätte. Buddhistisch zählt vielleicht das Leben vor dem Tode mehr als das Leben danach, vorgeburtliche Existenz, so daß ein Fortleben nicht nötig scheint, um den Bestand zu sichern.
- *Schuluniform*: Schulklassen defilieren vor einem Schrein, ohne Erklärungen zu bekommen und ohne zu verweilen, kulturelles Pensum. Horden von halbwüchsigen Schulkindern: die Jungen oft im schwarzen Anzug, Jacke im Mao-Look, fest zugeknöpft; die Mädchen in dunklem Rock und Bluse, manche mit Matrosenkragen, möglicherweise eine Übernahme aus dem Europa der Meiji-Zeit. Frühe Erziehung zum Corps-Geist.

In *Shinjuku* permanente Geschäftigkeit in Kontor und Küche. Das Wolkenkraterviertel scheint sehr westlich, reicht aber an die Himmelsstürmerei von Manhattan und Toronto nicht ganz heran. Eine unterirdische Warenstraße vereinigt Geschäft und Vergnügen, eine Lotophagengasse. Ruhestunde auf den kahlgeschorenen Wiesen des großen Shinjuko-Gyoen-Gartens. Seltener Anblick von Liebespaaren, ein Anflug von Parc Monceau.

Abends Abschiedsessen im 50. Stock und nochmals im Pachinko-Saal. Undurchsichtige Gewinnchancen, wie so oft fällt es schwer zu unterscheiden, was unter Handlung und Geschicklichkeit fällt, was unter Zufallsgeschehen. Glücksritter. Bieten diese gefüllten Spielsäle eine Art seelisches Abfuhrmittel?

Abschied von Nitta und seinen jüngeren Kollegen. Er ist ein Mann mit verhaltenem Humor, der viel in sich hineindenkt, aber erstaunlich viel und genau aufnimmt. Ich erkläre ihn zur 'Seele des Ganzen' während dieses vielfarbigem Aufenthalts.

- *Mythologie in Ost und West*: Im Westen, vor allem in der Antike, gibt es viele heilige Naturkräfte, aber in persönlicher Gestalt, als Mensch oder als Tier-Mensch. Im Osten bleibt die Natur weitgehend gesichtslos, wo wie der Schrein nichts und niemanden zur Anschauung bringt – wobei dieses Nichts kein privatives *nihil* besagt.
- *Alltag*: Romane gedeihen wohl nur, wo der Alltag zählt. Vielleicht gibt es deshalb in Deutschland so viele Bildungs- und Künstlerromane, denen das Zufällig-Bunte abgeht. Und in Japan? Zur Alltagskultur gehört die Zeitung. Die Zeitung Asahi (= Morgensonne) bringt auf der ersten Seite Tag für Tag ein kommentiertes Haiku, jede Woche einen Haiku-Wettbewerb.
- *Großstädte*: Großstädte sind Städte, die in irgendeiner Form ins Extreme gehen, als politische Machtzentrale, als intellektuelle Metropole, als Business-Maschinerie, als Geschichtsort, als Wasserstadt, wie Paris, New York, Rom oder Venedig. Worin geht Tokio über gewöhnliche Städte hinaus? Ich gewahre nur diese ungeheure Ansammlung auf engstem Raum, dieses ameisenhafte Gewimmel. Braucht es weitere Entdeckungen?

8.10. — Abschiedsspaziergang über den Omotesando, Blick in die Hintergassen. Um 5 Uhr steige ich ins Taxi. Abschiedsverbeugungen, als der Flughafenbus anfährt, nochmals dieses Höflichkeitszeremoniell. Draußen wartet die Japan Air Line-Maschine mit dem Kranich am Heck. Am Himmel ein roter Vollmond, auf japanisch *tsuki*. Manche Worte klingen nach.

Zweite Japanreise

März/April 1996

TOKIO

24.-25.3. — Beim Abflug von München sitzt neben mir ein Japaner, der seine Krawatte ablegt, sie durch die Schlaufe zieht und in ein Pappfutteral legt – der erste zeremonielle Akt, der mir begegnet. Ankunft im Hotel Okura zusammen mit der Humboldt-Delegation, einer Reihe sehr gebildeter und kompetenter Leute, an der Spitze Manfred Osten mit seiner Frau, die beim Abschlußkonzert musiziert. Erster Ausflug zur Japan Society, wo alles Nötige wie durch ein Wunder vorbereitet ist. Nahe dabei die Sophia-Universität, wo junge Leute zur Examenszeit mit Blumenbuketts auftauchen. Und abends Einladung in die Deutsche Botschaft, zusammen mit einer Reihe Alt-Humboldtianer. Ein ehemaliger Botschafter in Bonn, der nun für eine Hotelkette arbeitet, sieht Japan in einer Krise wegen der Schwächung der eigenen Tradition.

26.3. — Im Hotelviertel Akasaka stehen Hochbauten gleich neben Wellblechhäuschen in den Seitenstraßen. Ein kleiner Lastwagen fährt mit offenem Holzfeuer durch die Gassen, bietet unter ohrenbetäubendem Lärm Eßbares feil. Viele Passanten halten weiße Tücher vor den Mund: Erkältung oder Pollenabwehr. Selbst der uniformierte Wächter vor der Amerikanischen Botschaft schützt sich auf diese Weise.

Um 15 Uhr beginnt mein Vortrag „Antwort auf das Fremde“ in der Tokio-Universität (Todai), eingeführt durch Murata, abschnittsweise übersetzt, wie üblich 3½ Stunden dauernd und fortgesetzt in einem Sushi-Restaurant in Shibuya. Die Tischgespräche berühren unter anderem die Kyoto-Schule, die nicht wenigen politisch suspekt erscheint. Abends findet in der Hotelbar eine Geburtstagsitzung statt mit Professor Lüst, einem Astrophysiker, der lange in München wirkte und seine beiden Söhne, ebenfalls Physiker, auf dem Max-Gymnasium hatte. Die Gespräche arten in Witzeleien aus, wie leicht bei Juristen, wenn sie außer Dienst sind.

27.3. — Mit Nitta und Yamaguchi fahre ich nach KAMAKURA, die alte Hauptstadt vor der Edo-Zeit. Sie liegt, zwischen Waldhügeln mit vielen Tempeln, die teilweise aus der Zeit stammen, als der Zen-Buddhismus in Japan Eingang fand. Im Engakuji, einem Tempel umgeben von einer Gartenlandschaft, hatte Suzuki Daisetsu seinen Sitz. In dem Kloster finden weiterhin Übungen für Gäste statt, es gibt einen öffentlichen Meditationsraum. Auf dem ‘Philosophenfriedhof’ befinden sich Grabsteine von Nishida, Graf Kuki, Watsuji. Die Grabsteine symbolisieren vielfach die fünf Elemente, als fünftes der Wind. In einem Schintoistenschrein findet gerade ein Gottesdienst statt. Eine Frau kniet auf einem Betschemel, ein Priester vertreibt mit einem Rasselbaum das Widrige, das die Frau loswerden möchte, der Gong wird angeschlagen. Beschwörungsdienste kann man ‘kaufen’. Dieser Religionsbetrieb erinnert an die Zeit vor unserer Reformation. Möglicherweise handelt es sich um eine Form religiöser Therapie, kürzer und vielleicht sogar wirkungsvoller als viele Therapiesitzungen. Freud spielt in Japan, so heißt es, kaum eine Rolle, man hat keine Subjektwerdungsprobleme.

Wir treffen uns abends in Shibuya an der großen Kreuzung. Mehrere Straßenzüge kreuzen sich, Riesenvideowände türmen sich auf, Schnell- und Autobahnen fahren durch die Lüfte, Verkehr von oben bis unten, eine ungeheure Menge junger Leute. Hier pulsiert die große Stadtmaschine am wildesten, verwandt mit Manhattan, aber das Wachstum ist noch wuchernder, hemmungsloser. Jeder Raum wird genutzt, auch der unter der Schnellbahn. Gelbe Reklambänder laufen die Straße entlang. Gibt es Abschirmungstechniken gegen diese permanente Herausforderung des Blicks?

28.3. — Über den Omotesando geht es zum *Meiji-Schrein*, einer hochoffiziellen, vaterländischen Gedenkstätte. Eine Hochzeitsgesellschaft taucht auf, die Frauen

mit Kimono, die Männer mit Anzug als männlichem Kimono, mit Krawatte als Kordel, akkurat wie im Dienst. Frauen tragen ihr Baby in ein Office. Vor dem Schrein verbeugt man sich, klatscht in die Hände („Ich bin da“), vorher wirft man Geld in den Holzkasten, was ‘bedeutet’ dies? Ein Seinlassen, ohne daß man jemanden um etwas bittet, Autotherapie ohne exquisite Seelengymnastik, Gewohnheit? Manches ähnelt dem Verbeugungsreigen, der mich im Hotel umgibt, einer Freude am Zeremoniell, die nicht unmittelbar verknüpft ist mit ökonomischem Kalkül. Trinkgelder sind ganz und gar unüblich, obwohl der kollektive Profit gewiß nicht ausbleibt. Langzeitwirkungen, Geduld, etwas wirken zu lassen?

– *Pachinko-Salon*: In Shibuya sitzen am hellen Mittag Männer, auch einige Frauen, vor diesen Apparaten, die nach Art eines Nagelbretts weiße Kügelchen passieren lassen. Früher war die Bedienung manuell, nun ist sie maschinell. Der Kugelregen läßt sich offiziell nur in Ware umsetzen, z. B. in Taschentücher, inoffiziell auch in Geld an kleinen Nebenkiosken, die sich diskret anpreisen, keine doppelte Moral, sondern eine Moral mit Ventil, Lockerungen der Regelschranken, damit es besser läuft. Jeder spielt für sich, frönt seiner Spiellust ganz ohne Mitspieler, ein Einsiedlerspiel, gebannt, nicht eigentlich gespannt, anders als das mediterrane Boule oder das deutsche Karteln. Im Spielsalon herrscht eine Form von Autoerotik, in den Massagesalons mag es ähnlich zugehen. Shibuya, eine Stadt wie blindlings in die Welt gesetzt, sich vermehrend wie die gehäuften Silberkügelchen in den Spielautomaten.

Der *Kaiserpalast* ist ein offizielles Enklave: ringsum Wassergräben, Heckenbepflanzung, dazu der Ring, der meterweise markiert ist, genaueste Kartographie. Oben im Park spricht mich ein Radfahrer an. Er hält mir ein Heft hin, in das er die *Fleurs du mal* übertragen hat, unter dem französischen Text die japanische Übersetzung. Ich empfehle ihm zum Deutschlernen Fontane. Er berichtet von Graf Kuki, der Sartre über die Phänomenologie aufgeklärt habe. Bildungshungrig radelt er sofort zu einem Buchladen, um nach Fontane-Texten zu suchen.

KYOTO

29.3. — In Kyoto wohne ich im Brighton-Hotel im Stadtteil Kamigyō-ku. Wiedersehen mit Washida und seiner Frau, ein müheloses Wiederanknüpfen. Er gleicht einem lachend bewegten buddhistischen Mönch. Unkonventionelle Kleidung, begleitet von seiner liebenswürdigen Frau. Erster Gang zum Shokoku-ji, einem alten Tempel, wo die Totenfeier für Nishida stattfindet. Ein schöner holzgeschnitzter Giebel mit Hundelöwen und ähnlichem. Nebenan ein Women-College, wo Frau W. studierte. Dann der Abendempfang in den Internationalen Kongreßhallen, wo die Humboldt-Tagung stattfindet. Viele alte Gesichter.

30.3. — Morgens die Eröffnung. Ich halte meinen Eröffnungsvortrag „Herausforderung durch das Fremde“. Nachfragen kommen auch von Nicht-Philosophen. Ich habe einige japanische Angelhaken ausgelegt, darunter den Namen von Bashō, dem poetischen *genius loci*, und dem Psychiater Kimura, der im Publikum sitzt. Es folgen zwei Tage lang Sektionsvorträge. Einiges Interessante zur Tradition der Feste, zum Sektenwesen, zu Eschatologie und Wissenschaft, zu Sprache und Übersetzung, Befragung der eigenen Tradition durch Mishima, den Übersetzer von Adorno und Gadamer. Ich halte zum Abschluß einen Kurzvortrag „Der Andere und der Dritte in interkultureller Sicht“. Ein Schmitz-Schüler, der sich gut in der Ethnologie und in der japanischen Kultur auskennt, klebt Dogen und Ernst Mach aneinander, als seien sie enge Nachbarn, obwohl doch deren ‚Ichlosigkeit‘ recht verschieden ist, da nicht jeder dasselbe Ich aufzugeben hat. Zudem steht die buddhistisch orientierte Philosophie vor der Schwierigkeit, mithilfe der Sprache die Sprache aufzuheben. Könnte die europäische Besinnung auf ein *Schweigen in der Sprache* weiterhelfen?

31.3. — Abschlußkonzert mit Mozarts Klarinettenquintett. Anregende deutsche Kollegen: Mattenklott aus Berlin: Szondi-Schüler; Schulin: Freiburger Historiker; Esser: Jurist und Leiter eines Max-Planck-Instituts in Freiburg. Ich selbst bin hier auf Vorschlag von Ohashi.

1.4. — Zusatztagung mit Humboldtianern aus China und Korea. Ein Philosoph, einst Dekan an der Universität Beijing, der „berühmtesten Universität“ Chinas, nun Bankdirektor bei der „größten Bank“ Chinas, über 11000 Mitarbeiter – voll platzender Energie, voller Selbstgefälligkeit und mit einem Schuß Opportunismus hält er einen mittelmäßigen Vortrag, Habermas-Verschnitt mit eigenem Patriotismus als „Herz der chinesischen Kultur“. Halb belustigt, halb angewidert erzähle ich ihm die Geschichte von Thales und der Ölpresse, deren Pointe ihm natürlich entgeht. Ein japanischer Stahlspezialist umkurvt die japanische Stahlproduktion; er erwähnt die Meeresnähe, die den Transport erleichtert, die billige Kohle aus Australien und den USA, gelangt zur Senkung des Energieverbrauchs Schritt für Schritt, verbunden mit der Befürchtung, daß Korea und später China noch billiger produzieren werden. Zur Zeit scheint Japan unübertroffen. Ruhrgebiet? Teure Kohle, keine Investition angesichts von 5% Gewinn (zum Vergleich: die Computer-Industrie liegt bei 10%). Zur Rekreation gönne ich mir einen Philosophen-Nachmittag, als Oase der Honen-in Tempel, eine alte zen-buddhistische Gründung, eine Teestube am Gartenrand.

NARA

2.4. — Fahrt nach Nara, nochmals zum Todaiji. Der gewaltige Buddha streckt beide Hände aus, rechts Vertreibung der Furcht, links Wunscherfüllung. Die Bodisvatna-Statue verkörpert mit ihren vielen Köpfen und Händen die Utopie

einer vollendeten Antwort. Daneben steht die halbweibliche, japanische Gestalt der Kannon, der Göttin der Barmherzigkeit, umgeben von Wächtern, die alle bösen Geister vertreiben. Die Figuren aus bemaltem Lack sind innen hohl.

Beim Mittagessen im Nara-Hotel sitzt an meinem Tisch ein Mediziner aus Taiwan, ein Kinderchirurg, der bei Zender in München lernte, aber dessen Reflektionsniveau nicht hinausreicht über Sätze wie: „Tot ist der Mensch, wenn das Gehirn aussetzt“. Akupunktur wird ein wenig praktiziert, doch dieses Verfahren gilt als unwissenschaftlich. Danach besuche ich die Kansai Scientific City, deren Abteilungen im Kansai-Gebiet (Kansai = Schwelle/West, sc. westlich der Bergpässe) verstreut sind. Das Zentrum für Computer-Programme bietet (a) eine Ausstellung mit Gemälde-Videos; (b) Einkaufsprogramme; (c) Video-Kommunikation, die auch an Schulen eingesetzt werden kann, ein Tele-Lehrer für alle; (d) Internet voller Spiellust: Man kann jemanden im Bild so ansprechen, daß er kommt und antwortet. Die Tele-Wirkung beruht auf einer asymmetrischen Kommunikation, in der jeder den Anderen sieht. Hinzukommt die Möglichkeit, sich selbst ins Bild zu setzen bei gleichzeitiger Selbstbeobachtung. Es kommt zu einer Kluft zwischen großem Programm: *enriched life, joy, human and future* – und mangelhafter Problematisierung. Probleme werden nahezu ausschließlich technologisch formuliert. Jeder hat sich auf die Dauer anzupassen. Das Verkaufsprogramm scheint zu funktionieren. Japanische Spiellust, die auch hier geweckt wird?

KYOTO

Abends mit Herrn und Frau Washida und Maruyama in den schmalen Steingassen von GION. Unser Restaurant ist ohne Schild, man wird nur auf Empfehlung eingelassen, nachdem man sich den Besitzern hinreichend bekannt gemacht hat. Der Besitzer betreibt nebenher eine Galerie, wobei Washida ihn berät, das sind übliche Freundschaftsdienste. Gäste reservieren für sich einen der kleinen Räume, die durch Entfernung der Zwischenwände vergrößert werden können. Das Mahl wird durch die Wirtsleute zusammengestellt mit vielfältigen Überraschungen wie zum Beispiel Kletten in der Suppe, Brasse, Aal, Bambus geröstet auf Holzkohle. Reis zeigt das Ende der Mahlzeit an. Historisch erklärt sich diese völlig unkapitalistische Weise des Wirtschaftens so: Man will nicht reich werden. Aus der Samurai-Zeit, als viele der Samurais miteinander im Streit lagen, hat sich unter den Bürgern Kyotos die Gewohnheit gebildet, nur Freunde und Freunde von Freunden bei sich einzulassen, ein prämodernes Clubwesen.

3.4. — Um 14 Uhr Vortrag an der Kyodai-Universität vor ca. 60 Zuhörern, die teils aus Osaka, Nagoya und Nara angereist sind. Wieder Diskussion bis in den Abend, diesmal näher an der Metaphysik. Eine Frau erwähnt Natur, Ewigkeit und die Kyoto-Schule; ein Michel Henry-Kenner fragt nach Descartes, vermißt Hegels Versöhnung, die Einzigkeit der französischen Revolution. Das Gespräch

setzt sich fort in einem Sushi-Restaurant mit einer bunten Palette. Ein älterer Husserl-Kenner, der auch das *Zwischenreich des Dialogs* gelesen hat, fragt, wie Antworten möglich sei, und verfehlt damit dessen Nachträglichkeit; ein Gadamer-Kenner rekurriert auf die Vorgängigkeit des Verstehens in *Wahrheit und Methode*; Ohashi versucht das Fremde mit Nishidas Denken des Orts einzukreisen, sehr klug, aber auch sehr spekulativ in seiner Bezugnahme auf Seinsereignisse.

4.4. — Morgens im Nationalmuseum entdecke ich alte, viel gemalte Motive wie Buddhas Tod oder Flötenspiel auf dem Ochsen Ein schwarzgekleideter Shogun ist eckig hingesetzt wie ein Körperkristall. Hohe Kunst des Stilisierens, Pointierens und Aussparens. Anschließend besuchen wir das Hintergebäude des Nishi Honganji, eines Tempels der mächtigsten buddhistischen ‘Sekte’, der an die 40% der Bevölkerung anhängen. Eindrucksvoll gestaltet ist der Versammlungsraum eines Shoguns aus dem 16. Jh. Die Raumperspektive ist auf den kleinen Körperwuchs des Herrschers zugeschnitten. Die Goldgrundwände mit Vögeln, Blüten, Landschaftsmotiven bleiben im Halbdunkel, angewiesen auf indirekte Beleuchtung („Lob des Schattens“). Nebenan liegt die buddhistische Universität, wo Maruyama lehrt. Washida spielte als Junge im Tempelhof Baseball.

– *Religion*: Man sagt, jeder Japaner gehöre 1,7 Religionen an. Es gibt viele Neugründungen. Sind Religionen als solche anerkannt, so genießen sie Steuerfreiheit, Glaube und Geld ergänzen sich. Der besagte Großtempel unterhält Beziehungen in alle Welt, besitzt Banken und Schlösser. Wichtige Einnahmequelle sind Beerdigungen. Man bettet sich nicht billig, eine Beerdigung kann über 30.000 DM kosten.

Gegen Abend fahre ich mit Elmar Weinmayr in die nahen Berge, wandere ein Bachtal hinauf zu einer Waldlichtung. Ein Schrein ist umgeben von Buddha-Steinen mit roten Schürzchen, Symbolen für tote Kinder. An einer heißen Quelle wird in einem Bodenzuber Badewasser zubereitet.

NAGOYA

5.4. — Mittags in Nagoya werde ich empfangen von Bekannten, von Kishimoto, von einem Italienisch sprechenden Gramsci-Forscher und einem jüngeren Phänomenologen. Nagoya wurde nach dem Krieg planmäßig wiederaufgebaut; großangelegte Straßenzüge und Hochhäuser, nicht das Wuchernde von Tokio und Osaka. Das Hotel, in dem ich wohne, gehört einem ehemaligen Philosophiestudenten.

Nochmals mein „Antworten auf das Fremde“. 13 Kollegen sind versammelt: Vertreter von Kritischer Theorie, Marxismus, Hegel, Kant, der bekannte Husserl-Forscher Tatematsu, der noch bei Funke in Bonn studierte, dazu ein Rorty-Anhänger und ein Psychiater. Eine gut vorbereitete Diskussion mit dem

Fremden als Schwerpunkt. Kann man auch auf einen Stein antworten? Ich verweise auf die Steine im Ryoanji [heute wäre zu verweisen auf Mathias Obert: *Tanzende Bäume, sprechende Steine*, 2019]. Geht der Verantwortung für die eigene Rede nicht das Antworten auf die fremde Rede voraus? Die Diskussion dauert bis gegen Mitternacht und wird am Ende sehr politisch. Manch einer liebäugelt mit Merleau-Ponty, nachdem er es bisher mit der Kritischen Theorie, auch mit Habermas versucht hat.

6.4. — Nachmittags besuche ich mit Washida den Joro Park von Arakawa, eine kinästhetische Landschaft, in der man schauen muß, wohin man tritt, in der man aus dem Gleichgewicht gerät, an Wände stößt usf. Ich werde genau so wie Washida drüber schreiben [siehe *Sinnesschwellen*, 1999, S. 216-223: „Aus dem Gleichgewicht“].

OSAKA

Mit 6,9 Millionen Einwohnern ist Osaka die Hauptstadt des Kansai-Gebietes, sehr auf eigenständige Kunst und Architektur bedacht, in Polarität zu Tokio, der Ost-Hauptstadt. Washida macht mich darauf aufmerksam, daß die Leute hier ungewohnter, direkter, lachlustiger sind, weniger gesetzt als in Kyoto.

Koreaner-Viertel: Hier überwiegen enge Geschäftsgassen und Märkte. Die Bewohner wurden im Krieg hierher zwangsumgesiedelt und lebten zunächst in einer Art Ghetto. – Arbeitslosenviertel: Vor dem Arbeitsamt wartende Arbeitslose, sie kampieren teils im Straßenbett, einer liest dabei ein Buch; auf den Plätzen öffentliches Fernsehen; Fahrradströme auf den Straßen; 1000 Yen-Hotels; Leute mit Puderhosen, der Kleidung der Bergarbeiter. – Im Rotlichtviertel gibt es Straßenzüge, wo Prostituierte in den Räumen zur Straße hin sitzen, daneben eine ältere Frau, die als Zuhälterin um Kunden wirbt wie die Kupplerin auf niederländischen Bildern. Da das Geschäft selbst verboten ist, wird gut japanisch anderes besonders gut eingehalten. Man sieht Kästen mit weißen Namensschildern an jedem Haus, eine anonyme Art der Kennzeichnung. Ein ehemaliges Bordell wurde in ein feines Restaurant umgestaltet. Den Namenlosen wurde ein Denkmal mit dem barmherzigen Buddha gewidmet.

Unter einem Bahngleis befindet sich das Atelierhaus von Jasumasa Morimura, einem mit Washida befreundeten Maler, der die Travestie liebt. Unterwegs geraten wir in eine modern eingerichtete Bar; die Holztische sind schon für Gäste gedeckt sind, und Washida verschafft sich durch freundliches Zureden Eingang. Die Wirtin gibt ein Bier gratis aus.

Dann das schicke Viertel der Jugend, das Shibuya von Osaka: Mädchen flanieren über eine Brücke hin und her; wird eines gar nicht angesprochen, so zweifelt es daran, je einen Mann zu finden. She-male-Gestalten zeigen sich in malerischer Aufmachung. In einem Vegetarier-Lokal, wird selbstgebackenes

Brot zu einem Reiswein serviert, der unserem Weißwein nahekommt. Die Wirtin ist die Freundin eines mit Washida bekannten Dichters. Washida stellt mich ihr vor als seinen eigentlichen Professor. Einer seiner hiesigen Professoren war ein Sohn von Nishitani, der vor dem Schatten seines Vaters nach Spanien floh.

KYOTO

7.4. — Den Sonntag verbringe ich mit den Washidas im Stadtviertel Kamigyoku, Man kommt vorbei an Häusern alter Teemeister mit abgeschirmten Gärten. Schmale Hausanlagen werden „Aalbett“ genannt. Eine Holzhandlung bietet Baumrinde für Hausdächer an. Es ist Zeit der ersten Kirschblüte. In einem Tempel, wo Sakura gefeiert wird, hängen Papierblüten in den Kiefernzweigen; vor den Buddha-Altären stehen Weihrauchkerzen, an denen Frauen beten wie an Votivstationen; am Schrein schenkt man uns selbstgemachten Tee ein. Mitten zwischen alten Haushäusern steht eine moderne Musikhalle: ein Verwirrspiel mit Bodenwürfeln, Säulen und einem schräg ansteigenden Aufgang, Ungleichgewichtsübungen wie im Yōrō Par.k. Abends beim Sakura-Fest im *Maruyama-Park* lagert man unter den Kirchwägen, einst auf Matten, nun mehr und mehr auf Plastikplanen, dazu Essen, Trinken, Musik.

Im *Kōdaiji-Tempel* am Rand des Waldhügels gerät man in ein Auf und Ab von Wallfahrern, das etwas Zeremonielles hat. Auf ähnlich zeremonielle Weise werden Japaner Europas berühmte Stätten besuchen. Abwärts geht es durch einen Bambuswald, Kiesboden und blühender Kirschbaum sind beleuchtet, an- und ausgehendes Licht, *lumière sans son*. Heute ist der letzte Tag der Frühlingferien, Menschenmengen überall. Am Rande ein Mönch, ein Albino, „dessen Geist stehen geblieben ist“ (Washida). Er führt eine Tempelherberge, sammelt Fahrräder, auch Kinderfahrräder, mit denen er im Tempelhof den Gästen ‘vorfährt’, was er gelernt hat.

8.4. — Mit Elmar Weinmayr mache ich eine Radtour zum *Nanzenji*. Auf den Wandgemälden eines Seitenklosters begegnet uns ein Affe, der nach dem Mond im Wasser greift, Symbol für das Scheinleben des Menschen. Auf einem Wandschirm sind Krähen zu sehen, die eine Eule ankrächzen; die szenische Bewegung wird gesteigert durch die Knicke des Schirms. Über den Philosophenweg gelangen wir zum *Entsuji*, einem buddhistischen Zen-Kloster. Der Bambuswald hinter dem Garten wird beschnitten, um den Blick auf die Berge im Hintergrund freizugeben: Kultur und Natur spielen ineinander. Im Nanzenji gibt es eine Teestube, die man kriechend durch eine Öffnung über eine Schwelle hinweg erreicht. Die Fenster sind kunstvoll versetzt, die Decken sind aus Stroh und Bambus. Alles ist bis ins letzte ausgewogen, selbst die Ungleichgewichte sind eingeplant.

Abends treffen wir uns zum Abschiedessen bei Elmar Weinmayr, zusammen mit den Washidas und mit Herr und Frau Kimura. Diese wohnten zusammen in München und Heidelberg. Sie singt, er studierte Komposition und Klavier, bevor er zur Psychiatrie übergang, in der er bekannt ist. Er hat außergewöhnlich weitgespannte Interessen, befreundet ist er unter anderem mit Arakawa. Das perfekte Abendessen enthält Pilze, Tofu, Lachs und Seezunge, alles wird ausführlich kommentiert. Pläne zur Veröffentlichung von Essays von Graf Kuki? Wir räumen Washida drei Monate ein für sein eigenes Kleiderbuch. Heimkehr durch den nächtlichen Kaiserpalastgarten.

9.4. — Abschied von Washida am Shinkansen nach Osaka. „Kommen Sie zurück, aber nicht *so* perfekt wie Elmar!“ Viel Humor und Herzlichkeit. Die Dauerüberraschung des ersten Anfangs hat sich gelegt; dafür kommt es zu mehr eigenen Gehversuchen, begleitet von einer gewissen Ungeduld, da die Erwartungen nun gezielter sind.

- *Facilities*: Heizkörper vor der Hoteltüre in Kyoto, Fensterjalousien, die sich auf Knopfdruck öffnen. In der U-Bahn in Tokio ist die nächste Station jeweils mit einem grünen Pfeil markiert, Überflüssiges, das ans Spielerische grenzt.
- *Regeln*: *Il y a des règles*, unsichtbarer, aber umso wirksamer. Zum Beispiel der Linksverkehr auf den Treppen, Tempelpfade mit festgelegten Stationen. So werden Menschenansammlungen auf engstem Raum bewältigt, ameisenhaft, aber früh einstudiert. Ein Wunder ist auch die geringe Rate der Gewalt-Kriminalität in diesen Riesenstädten.
- *Osterspaziergang*: „Sie feiern die Auferstehung des Herrn...“, ein Tod ging voraus, ein Tod durch Andere, für Andere. Kirschblütenfest ist ein Fest ohne vorhergehenden Tod, außer dem Wintertod. Genealogie der Religion als interkulturelles Analogon zur *Genealogie der Moral*
- *Künstler*: Yasumasa Morimura: Transvestitenbildner, Atelier unterhalb der Bahn, nahe dem koranischen Viertel in Osaka. Toshio Matsui: Skulpteur, jetzt Kleiderdesigner, von ihm bekomme ich eine Sake-Schale. Andō, der berühmte Architekt: sein glasbedecktes Lichtkreuz ist eine interkulturelle Erfindung, so auch die Wasserkirche. Abschiedspruch: „Wer über Kleinigkeiten lacht, wird über Kleinigkeiten stolpern.“ (Ryūnosuke Akutagawa)

OSAKA

23.2. — Ankunft gegen 11h morgens, der Bus fährt durch eine endlose Industriezone, dazwischen Hochhäuser mit Wäschebehang wie in Südeuropa. Gleich am Nachmittag geht es weiter nach NARA. Erste Abendstunde im Park, Rehe zwischen den Tempelanlagen. Religiöses ist ganz selbstverständlich präsent, Naturreligion als Verwandlung von Natur in Sakrales und umgekehrt, weit entfernt von Levinas' Differenz zwischen *sacré* und *saint*.

Die Vorträge der Tagung sind durchweg von bloß mittlerem Interesse. Lichtblicke: Maruyama über das Spiel; Ueda über Begrüßungszeremonien, dazu einige gute Diskussionen über Fudo (= Klima), Geschichte, Übersetzung und Technik. Intensive Gespräche mit Murata, Maruyama, Mishima, Sakakibara. Etwas scheint im Kommen, aber langsam und bedächtig. Am Ende spricht Ueda, der Nestor der japanischen Phänomenologen. Sein Vortrag endet beim Begrüßungszeremoniell: das Ich, das sich 'erniedrigt', bis zum 'unerschöpflichen Grund' abtaucht, das dann als absolutes Ich wiederaufersteht, ebenso wie der Andere.

KYOTO

28.2. — Freitag morgen Abfahrt nach Kyoto. Auf dem Bahnsteig erwarten mich Herr und Frau Washida in aller Herzlichkeit. Wir fahren zur Pflaumenblüte an einem volkstümlichen Schrein, „Gott der Weisheit“, wo Schulkinder ihre Wunschtäfelchen aufhängen. Es wird Pflaumentee serviert, man spaziert unter Pflaumenzweigen, weiß, rot und noch aufblühend. Von da aus geht es zu den Kostbarkeiten des *Shogun-Palastes* (Nijo-jo). Da gibt es Wandgemälde auf Goldgrund mit Kranichen, Tigern und Kiefernzweigen und 'Nachtigallen-Korridore': singendes Holzparkett, das vor Eindringlingen warnt. Baumfriseur sind am Werk, indem sie Pinien mit der Hand entnadeln.

Anschließend sind wir zu Besuch bei dem Skulpteur Yasuhiko Kida. Er benutzt zwei Ateliers, eines in einem umgebauten Appartement, ein zweites in einem hundertjährigen Haus, einem alten Schrein. Er liebt es mit Wänden, Trepengeländern, Fensternischen und Lampen zu spielen – ein jedes verwandelt sich in anderes. Nächste Woche hat er eine Ausstellung in der Park-Avenue in New York. Frei von Berührungsangst gegenüber Werbung fertigt er Designs an für Badesalz, Getränkedosen oder Krawattennadeln. Sein proteusartiges Talent hat manche Züge gemein mit Picasso. Er greift Motive aus Kyotos Volks- und Festkultur auf, verfremdet sie, doch so, daß sie kenntlich bleiben. Diese spielerische

Fortsetzung von Tradition hat nichts Weihevollles, dafür viel Humor. „He needs a wise woman“, so Frau Washida mit einem Seitenblick auf ihren Mann. Man verabschiedet sich mit vielen Verbeugungen und einem Austausch von Geschenken.

Zum Abendessen in einem Tofu-Restaurant gibt es gekochten Rettich, Kartoffelstücke, die wie Bambus schmecken, eine ‘Tofu-Quiche’. Ein Ehepaar nebenan trägt mir Grüße an Immanuel Kant auf, ich revanchiere mich mit Grüßen an Nishida. Es waren dies ‘Prüfer’, die sich umschaute, wie das Haus geführt sei.

Washida hat viele Ideen, doch die Philosophie entfernt sich wohl zu weit von methodischer Forschung. Sachgespräche sind nur auf indirekte Weise möglich, dafür der frische Zugriff auf die Dinge und die immense Freundschaftsbegabung.

Ich wohne dank Washida in einem Hotel der Stadtverwaltung in einer ruhigen Seitenstraße nahe am Fluß. Auch hier werde ich von einem aus seinem Bekanntenkreis freundlichst erwartet, erstaunlich, wie sich ihm die Türen öffnen, ein anderes Japan, eine Hinterbühne zum offiziellen Schaubild. Das Stadthaus gehörte einem berühmten Politiker aus der Meiji-Zeit, dem an dieser Stelle von einer Geisha ein Reiskuchen geschenkt wurde; er baute hier sein Haus, heiratete die Geisha und vermachte das Haus später der Stadtverwaltung.

1.3. — Morgens bin ich im nahen Geschäftsviertel, einer Passagen-Stadt. Eingebaut in die Häuserwürfel sind Schreine, wo man zwischen den Einkäufen sein Stelldichein mit dem ‘Anderen’ hat. Ein Café Mozart lädt ein mit Klimmt an den Wänden und Mozartkugeln. Zu der bunt gewürfelten Stadtlandschaft passen ein Eckhaus von Andō, ein Café Rousseau, ‘Aalbetten’, die zu Flußrestaurants führen.

Nachmittags fahre ich mit Washida und Maruyama nochmals nach OSAKA (Ō-SAKA = großer Hang), in eine Hafenstadt mit vernehmen Geschäftsvierteln und Kulturstätten im Norden und buntem Alltagsleben im Süden. Wir besuchen den *Shitennoji*, einen alten Tempel aus dem 7. Jh., wo in der Nara-Zeit der Buddhismus eingeführt wurde. Ein Pagodenturm zeigt koreanische Baelemente. Buddhistische Texte des Gründers Shotokutaishi werden bis heute in herkömmlichen chinesischen Zeichen gelesen. Eine merkwürdige Doppelschrift: man liest nahezu dieselbe Bedeutung heraus, spricht die Zeichen aber anders aus. Sehr viele Zeichen im Japanischen haben einen akustischen Doppelsinn, der durch das Lesen vereindeutigt wird (Beispiel: *shi* = vier und Tod oder *ichi* = eins und Markt). Anschließend kommen wir zum *Isshinji*, einem alten Tempel, der über die Heirat der Tempeltochter zur freien Gestaltung an einen Architekturprofessor aus Osaka ging. Das Tempeltor ist mit einem Stahlaufsatz versehen, der den Schwung des alten Daches aufnimmt, ihn aber in neue Formen gießt wie ebenso die zwei modernisierten Tempelwächter. Eine besondere Erfindung ist der *Okotsu Butsu*, das heißt der Knochenbuddha, der immer wieder neu aus Knochenmehl geformt wird. Gegen einen Obolus beim Tempeldiener kann man seine Knochen mehr oder weniger für die Verwandlung vormerken. Auf diese Wei-

se kommt das Individuum zur Ruhe, während es als Familienglied nebenan in der gemeinsamen Friedhofsgruft eine Zeit lang verewigt wird. Im Tempel findet gerade eine öffentliche Gedächtnisfeier statt, die gewöhnlich in der Familie vollzogen wird: etwa alle 3, 7, 15, 30 Jahre, eine Familientotengeschichte.

Im Viertel Tsuruhashi (= Kranichbrücke) lädt abends ein koreanische Restaurant zu *le cru* ein, zu viel rohem Fleisch. Tosendes Nachtleben mit Pachinko, Stundenhotels (für 2000 Yen), gelber Reklame – wildes Osaka.

2.3. — Sonntag morgen wieder in Kyoto, nochmals im Stadtteil Gion, der Maruyama-Park noch vor der Kirschblüte. In der Jugendstilvilla am Rande des Parks steht ein Café mit Glasfenstern, Bodenmosaik, europäischer Musik, ein endloses *fin de siècle*.

Mittags fahre ich mit Washida und Maruyama in den Norden an den Zipfel des Biwa-Sees und weiter an den Yogo-See. Auf den Ufermolen sind Fischer bei der Arbeit. Fröstelnder Nachwinter, ringsum Schneeberge. Wir übernachten in NAGAHAMA (= Langstrand), in einem Grand Hotel am Seeufer. Die Stadt heißt 'Putsch (=*petit*?) Kyoto'. Man findet eine Bierbrauerei mit Wänden aus Schiffsplanken. Wir kehren ein bei einem Wirt, der Spezialitäten aus Soba-Nudeln serviert und einen Stadtaustausch mit Augsburg pflegt. Anschließend besuchen wir ein öffentliches Bad, Männer und Frauen getrennt unter Nutzung eines Abstandstuchs. Von draußen strömt warmes Wasser zwischen Felsen hervor.

Am nächsten Morgen geht die Fahrt den Biwa-See entlang. An einer Vogelschauwarte halten Leute nach Adlern Ausschau. In einem Dorf mit dem Tempelnamen HÖGANJI haben sich drei alte Statuen aus dem 8. Jh. erhalten, besonders eindrücklich die Kannon mit elf Gesichtern: wohlwollenden, fröhlichen, zornigen, und zu ihren Häuptern drei Figuren, die ins Nirwana eingehen. Der elegante Faltenwurf, die exotischen Linien, das nabelfreie Gewand erinnern an indische Figuren, nur weniger üppig. Die Grenzen zwischen Religion und Sinnlichkeit verschwimmen, Moral schwingt immer mit. Man versteht, was Barthes oder Foucault hier im Fernen Osten gesucht haben, selbst wenn sie das Gesuchte auf ihre Weise zurechtlegten. Der Tempel wurde zerstört, als im 16. Jh. der große Krieg ausbrach, der zur Ablösung der Feudalherrschaft und zur Einsetzung des Kaisertums führte. Der Tempelbezirk ist sehr gepflegt, Toiletten wie aus einem First-Class-Hotel. Ringsum einfache Reisfelder und traditionelle Bauernhäuser, nicht unähnlich den Stadthäusern: Kiefern und Steinlaternen vor dem Haus, viel Holz. Der Hōganji gilt als Ort der ältesten Kannon-Figur. Nicht auszumalen, wie der Buddhismus in diese Agrarkultur eingebrochen ist. Die Tempelfiguren wurden bei einer Pestepidemie angefertigt, auch hier erweist sich das Leiden als eine Quelle der Religion.

Am Morgen eine Bonsai-Ausstellung in NAGAHAMA: Pflaumenblüte in eine Servierplatte, Baumäste in Miniaturbäume verwandelt, Spiel mit Baumkern und Rinde. Der älteste Zweig ist 400 Jahre alt, sein Name lautet 'Furō' (= nie altern).

Die Zweige tragen Namen. Die Besucher bewegen sich sachverständig wie in einer Kunstausstellung, was dies ja auch ist.

In HIKONE liegt das Stadtschloß eines Ministers aus der beginnenden Edo-Zeit, ein riesiges Areal, eine Stadt in der Stadt. Hoch oben thront das Hauptwohngebäude mit altem Holzgebälk, wozu unbehauene Baumstämme verwendet wurden. Der Blick gleitet weit über den Biwa-See hinauf zu den Schneebergen.

Nachmittags am 3.3. ‚Mädchen-Tag‘, am 5.5. folgt der ‚Jungen-Tag‘. Frau Washida hat eine Art Puppenschau arrangiert mit Gestalten aus verschiedenen Generationen, Samurais mit kleinen Schwertern, Puppengerät. Wir halten ein Abschiedsmahl mit Photos aus dem Bochum der Jahre 1982-84. Der Sohn Modigl erinnert sich gut an die Zeit dort, als er vier Jahre alt war, nun ist er ein lebenswürdiger Zwanzigjähriger, sein deutsch ist ins Unterbewußte abgesunken. Merlo, der ältere Sohn, erinnert sich an die Bochumer Plastik von Richard Serra! Er studiert nun Kunst, der Jüngere Musik und aus Verlegenheit Philosophie.

Morgens fahre ich mit Washida zum Bahnhof: ‚Nacharbeiten‘ nach dem Spiel, Schmieden von Veröffentlichungsplänen. Eine solch lebenswerte Familie, mit viel Humor gesegnet. Ich verlasse sie reich beschenkt mit Gaben und Gedanken.

- *Buddhismus*: Das Abschiednehmen spielt offensichtlich keinen herausragende Rolle, alles ist vergänglich, übergänglich. Es gibt keine prononcierten Abschiedsformeln wie Adieu, man sagt einfach *dōmo* (= wörtlich: sehr), ein Rest von Dank (*dōmo arigatō* = vielen Dank). Was wird Nietzsche vom Buddhismus gekannt haben? Wie Maruyama meint, waren es nur Texte aus der ‚Kleinen Fahrt‘, die ‚Große Fahrt‘ sei noch nicht übersetzt gewesen. So läge der Ton auf der Individualität, auf Leiden und Mitleid. Doch es gibt auch besondere Sinnenfreude, einen Humor, bedingt durch die Relativierung aller Wesen. Vielleicht ist alles in allem der Individualitätsverzicht für uns Europäer das Fremdartigste.
- *Totenkult*: Unterwegs in Hagahama kommt im Fernsehen die *Winterreise* mit Hermann Prey, bewegend, jenseits aller Bildungskultur. Die Schmerzversessenheit (das letzte Blatt am Baum, „auf das ich meine ganze Hoffnung setze“) kontrastiert mit dem gemeinsamen Todesritual in den buddhistischen Tempeln.
- *Natur/Kultur*: Traditionelles Umkreisen der Kulturschwelle: Gewachsenes wird arrangiert, zurechtgebogen, gerahmt, z. B. Stangen, die verhindern, daß Kiefernzweige nach unten wachsen. Die Naturzeit wird einbezogen in die Gestaltung: Langsam gewachsenes Holz, Geschichte des Gesteins, eine *longue durée*-Kultur, Warten auf die Blüte, Bonsai als eine Art Schwellenkunst. Das Künstliche im Natürlichen und das Natürliche im Künstlichen schaffen Raum für eine High Technology, die sich eher spielerisch betätigt, allerdings

nicht gänzlich gewaltfrei. Konservative Kunstverehrer erwarten, daß Mutter Natur für alle Schäden aufkommt. In der Erotik vermischt sie ebenfalls Raffinement mit natürlicher Lust. Alte Alltagskunst, Liebeskunst kehrt in den Comics gröber, aber auch unbekümmerter wieder als in der stärker puritanischen Kultur des Westens.

- *Sprache und Schrift*: Es gibt digitale Ansätze. Bei Zeichen, die verschieden ausgesprochen werden, und umgekehrt bei Lauten, denen verschiedene Schriftzeichen entsprechen wie im Falle des schon erwähnten *shi*, behilft man sich mit der Wahl entsprechender Variantenziffern. Die meistgebrauchte Variante erhält automatisch die Ziffer 1, so daß sie in der Regel nicht eigens markiert werden muß.
- *Regeln*: Zu fast jeder Regel gibt es so viele Ausnahmen, daß der Regelcharakter kontextuell versickert.
- *Sprachliche Bausteine*: Die fehlende Pluralform für ‚mein‘ wird als *watashi no* durch ‚ich‘ plus Genitivzeichen ersetzt. Aus solchen Eigenarten rührt das Dominohafte dieser Sprache, eine Legekunst, die wie mit Legobausteinen operiert.
- *Schriftbild*: Neuerdings schreibt man statt von oben nach unten oder rechts nach links von links nach rechts. Die umgekehrte Blattrichtung bleibt jedoch erhalten; man schlägt das Buch weiterhin ‚von hinten‘ auf. Ein kultureller Kompromiß bis hin zur Computeranpassung.
- *Lesarten*: Viele Zeichen haben zwei Lesarten, da die sinojapanische Aussprache neben dem Japanischen weiter fort dauert. Ironie der sprachlichen Nachbarschaft. Nach der chinesischen Sprachreform haben ältere Zeichen im Japanischen eine Konservatorium gefunden. Müßte man Eingriffe in die Sprachsubstanz nicht in die Nähe von Menschenrechtsverletzungen rücken?

Rückflug über Sibirien. Unten Flüsse, die sich wie Riesenschlangen durch Schneehügel winden. Die Sonne steht inzwischen im Süden.

Vierte Japanreise

April 2004

TOKIO

1.4. — Ich reise von Hongkong aus an, werde am Flughafen Narita von Yamaguchi abgeholt. Fahrt mit der Schnellbahn nach Ueno. Mein Hotel liegt in einer Seitenstraße nahe der Station Suidobashi im Stadtteil Chiyoda-ku.

Abendempfang bei einem Tempura-Essen zusammen mit Murata (ein alter Bochumer), Nitta (mit schwerer Zunge wie immer, aber leuchtenden Augen),

Tani (der jetzt in Kyoto lehrt), Tanabe (der auch einst in Bochum war), einem Jüngerem (der bei Held in Wuppertal über das Ur-Ich promovierte), dazu ein alter Freund von Arakawa (interessiert an der Autopoiesis). Der Anfang ist etwas stumm. Die Jüngerem dürfen nicht das Wort ergreifen, die Älteren können es nicht, sie finden wenig Worte. So kommt es mir vor, als wäre ich meinerseits der Einladende. Erste Gespräche beziehen sich auf Ich, Schmerz, Selbstorganisation und ähnliches. Ich stelle fest, daß Arakawa den meisten völlig unbekannt ist. Globalisierung: Man ist außerhalb seines Landes bekannter als im eigenen. Ich sehe mich gezwungen, als Europäer das Wort zu führen, da ich nur Stichworte zu hören bekomme. Anders als im chinesischen Hongkong, wo das Gespräch nur so sprudelt, scheinen hier die Etikette stärker verinnerlicht.

2.4. — Stolpersteine: Mein Hotelzimmer ist ein Käfig, Kleidernische, winziges Bad, Koffer unter dem Tisch. Platzangst meldet sich bei dem Gedanken, darin 14 Tage lang ausharren zu müssen. Doch die winzigen Maße erklären sich wohl aus der Überfüllung des Landes. Draußen Regen, Straßen-Tristesse. Anders als in Hongkong stehen die Hochhäuser ernst da wie große Bäume, sie kratzen nicht am Himmel. Vor der Tokio-Station begegnet mir ein Passant, der die Blüten eines Kirschbaums mit der Kamera umkreist wie ein Entologe. Der Bahnhof, ein Backsteinbau aus dem 19. Jh., ist aufgeräumt wie eine Hotel-Halle.

Abends bin ich zu Besuch bei Herr und Frau Yamaguchi in YOKOHAMA, in einer städtisch geplanten Wohnanlage. Dazu gehört ein öffentlicher Garten mit Froschteichen, großen krächzenden Krähen und blühenden Kirschbäumen – buddhistisch betrachtet Zeichen der Vergänglichkeit. Wir sprechen über Schriftzeichen, Landespolitik, Eherecht, Bauweise. Details: Kalenderjahre zählt man immer noch nach dem Kaiser. So haben wir jetzt das Jahr 16, wie auf manchen Rechnungsbons neben dem Jahr 2004 zu lesen ist. Nach dem Tod des Kaisers werden neue Pässe ausgestellt, eine kollektive Zeitumstellung. Ich erfahre so etwas nur auf Nachfrage hin, niemand scheint über diese 'Verschiedenzeitlichkeit' zu staunen. Vielleicht ist die Annahme, mit Sokrates beginne das Fragen nach dem Allgemeinen, zu einseitig – es beginnt auch das Fragen nach diesem und jenem aus besonderem Anlaß, während die Meditation sich an Kristallisationspunkte hält. Auch die Architektur hat ihre eigenen Zeiten. Wohnhäuser sind teilweise aus Holz, das verputzt wird. Holzbauten haben eine offizielle Lebensdauer von 15 Jahren, eine Recycling-Kultur. Auch die vielen Geschenke gehören vielleicht dazu. Und was geschieht mit der Unzahl angesammelter Photos?

3.4. — Nachmittags Beginn der *Alfred Schütz-Tagung* in der Waseda-Universität, unter den Teilnehmern die Tochter von Schütz, dazu alte Kämpen der Schütz-Forschung wie Luckmann, Srubar und Embree sowie eine beachtliche japanische Gruppe. Das Ganze hat etwas vom Treffen eines Veteranenvereins, da zu wenig aktuelle Frage gestellt werden. Luckmann fungiert als eine Art Oberpriester; Tra-

dition dient als intellektuelles Rückgrat, keine krummen Linien werden zugelassen. Lebendige Gespräche entwickeln sich am Rande.

4.4. — Sonntag morgen um 10 ein leichtes Erdbeben, das den Raum zum Schaukeln bringt. Drunten am Desk warten wie gewöhnlich vier Personen, drei Männer und eine Frau, die eine Höflichkeits- und Wachsamkeitsfront bilden – Überbeschäftigung oder menschlicher Dekor? Höflichkeitsformen: Man überreicht seine Visitenkarte, aber auch den Zimmerschlüssel mit beiden Händen und einer leichten Verbeugung, kein bloßes Aushändigen.

Am zweiten Tagungstag geht die Sitzungsleitung an mich. Es besteht Gefahr, daß alles ins Komparativische, Biographische, Anekdotische abgeleitet. Ich versuche einige Fragen zu plazieren, quer zum Ablauf. Bergson-Husserl: eine einzige Dauer oder mehrere Formen der Dauer? Gleichzeitigkeit: Setzt *making music together* nicht Brüche, Verzögerungen und eine gewisse ‘Verschiedenzeitigkeit’ voraus? Schütz-Heidegger: Gibt es nicht etwas jenseits von Intentionalität und Pragmatik? Leibniz-Schütz: Laut Husserl würde auch Gott in Perspektiven wahrnehmen, was bedeutet dann Endlichkeit? Schütz-Gurwitsch: Ausgang von Wahrnehmung als einer originären Deutung, aber fehlt nicht die Tiefendimension der Affekte, Appelle und Traumata? Schütz-Sartre: Die absolute Freiheit ist unhaltbar, aber es es bleiben ordentliche und außerordentliche Situationen: *what I am, what I can*. Schütz-Ortega y Gasset: Ortega betont die Gefahr, die vom Anderen umgeht, vom Getroffensein. Schütz wiegelt ab, die Gefährdung durch den Anderen wird anthropologisch aus der biographischen Situation hergeleitet. Doch ist Verletzlichkeit nicht konstitutiv für die menschliche Kondition? Phänomenologie und Hermeneutik tendieren zur Verharmlosung des Konflikthaften. Auf der Tagung treten elf Referenten auf, darunter keine Frau, abgesehen von den Gedankworten der Tochter; unter den drei Sektionsleitern ist auch nur eine Frau, ähnlich wie kürzlich in China.

5.4. — Montag (*getsuyōbi* = Montag). Sonne, 15°, morgendliches Frösteln in der Luft. Nachmittags mein Vortrag in der Todai-Universität zum Thema *Bodily Experience beyond Selfhood and Otherness*. In der ausführlichen Diskussion geht es um die Bewertung des Leibes, um Leib und Sprache, um die Rolle der Beschreibung und wie so oft um die erforderliche Moral. Ein Benjamin-Doktorand kommt der Sache am nächsten mit Urpassion, Geistern und Gespenstern. Weitere Fragen richten sich auf das Verhältnis von Leib und Zahl, von Mathematik und Lebenswelt. Warum widerfährt einem Computer nichts, und wieso kann er nicht antworten? Abendessen in Shibuya. Neben mir eine Leibniz-Forscherin, die an der Columbia University gelehrt hat, gut deutsch spricht. Schwer zu sagen, wieviel von solchen Vorträgen hängen bleibt.

6.4. — Dienstag (*kaáyōbi* = Feuertag). Mein Weg führt hinüber zur Station Ochanomizu entlang einem Stadtfluß mit bewachsenem Ufer, einem Stück Land in dieser dicht bebauten ‘Stadtschaft’. Ich komme an dem Hotel vorbei, wo ich

1987 wohnte. Im Bezirk *Yushima* gerate ich in enge Gassen, vereinzelt kleine japanische Häuser mit Holzgatter, ganz und gar zugeknöpft zur Straße hin, mitten zwischen Hauswänden ein Kinderspielplatz. Gärten sind eingestreut wie künstliche Blumenbeeten, oft über Treppen zu erreichen. Am *Kanda-myōjin Shrine* ragt ein erhöhter Autoparkplatz weit in den Tempelbezirk hinein, Tempelphotos zeigen Prozessionen, Kinderfeste, Festrituale, im Hof ein Drachenautomat – eine Mischung aus Volksfrömmigkeit, Kinderbetreuung, Geschäft, Naturoase; alles fügt sich so selbstverständlich zusammen wie in einem Sushi-Restaurant. Nicht unähnlich mag es im alten Griechenland zugegangen sein, als Xenophanes die Anthropomorphie der herkömmlichen Götterlehre aufs Korn nahm und Platon eine *θεολογία* konzipierte, ein Ausbruch aus der religiösen Doxa bei gleichzeitigem Desinteresse an bloßen Mythen, die einer *μυθολογία* überlassen werden.

Einige Straßen weiter steht an einem Berghang der *Yushima Shrine*, gegründet 1355. Er heißt auch *Shrine of Literature*, da hier einige Dichter ihre Gebete verrichteten. Abwärts geht es in den *Ueno-Park*. Ein Teich ist umsäumt von Kirschbäumen, Blütenblätter in der Luft und auf dem Wasser. Auf den Rasen am Wegrand Gartenparties; Gruppen älterer Leute lagern auf Decken, Essensschalen vor sich, und feiern eine Art Natur-Osterfest.

Nachmittags geht es nochmals in die Waseda-Universität, diesmal zu den Philosophen. Von den sieben Übersetzern, die seit fünf Jahren an der Übersetzung von *Phänomenologie in Frankreich* sitzen, wurden zu schwierigen Formulierungen genaue Fragen vorbereitet. Die Beteiligten beschäftigen sich selber mit Husserls Bernauer Zeit-Manuskripten, mit Heidegger, Bergson oder Deleuze und sind sehr lernfreudig.

7.4. — Mittwoch (*suiyōbi* = Wassertag). Ich besuche mit Nitta, Sato und Herr und Frau Nagai eine Ausstellung aus der Schatzkammer der Heiligen Berge Kūkai und Kōya. Die Schätze stammen aus dem 8. Jh., der Frühzeit des Buddhismus. Der Priester Kūkai reiste nach China und brachte von dort aus Religions- und Kultformen mit, beeinflusst von einer Richtung des Buddhismus, die besonderen Wert auf Liturgie legte. Man findet sitzende Figuren, die wie Buddhas aussehen, aber das höchste Prinzip (Licht u. ä.) verkörpern. Bedeutsam ist die Fingerstellung: die linke Hand überwölbt von den Fingern der rechten Hand gilt als Symbol für Endliches und Unendliches. In den großen Wandteppichen steht fürs Männliche der Diamant mit verschlossenen Formen, fürs Weibliche eine Art Matrix, Muttermund mit entsprechenden Öffnungen. Auf älteren Teppichen finden sich Sanskritzeichen mit symbolischer Bedeutung, eine Berührung von Buchstaben- und Bildschrift. – Aus der Heian- und Kamakura-Periode stammt ein sitzender Mönch, in der einen Hand ein Doppelmesser zur Abwehr unlaute- rer Begierden, in der anderen Hand ein Rosenkranz. Auf einem Wandteppich aus dem 12. Jh. schwebt die Göttin Amida mit ihren Begleiterinnen auf Wolken aus dem Himmel herab, sie selbst eingefügt in eine Art Bildhöhle (gemalter Hinter-

grund!). – In Wandmalereien aus dem 16. Jh. erproben „Maler als Amateure“ raffinierte Verwischungen wie bei Gerhard Richter. Es tauchen Wut-Figuren auf und andere apotropäische Schutzgötter; die Wut erscheint leibhaftig in Form von Stirnfalten, Waffen, einem Feuerkranz um das Haupt. – Die ständige Ausstellung gruppiert sich um Prinz Shōtoku, der den Buddhismus einführte. Er ist gegenwärtig in einer Skulptur aus Nara aus dem 11. Jh. und in einer großen Bildrolle mit dem Leben des Prinzen; epische Vielfalt und Gleichzeitigkeit erinnern an Legendenbilder der Frührenaissance. Darin bekundet sich eine große Eigenkultur, wenn auch weitaus jünger als die chinesische und selbst die koreanische Kultur.

Wir essen zu Abend in einem traditionell japanischen Restaurant. Ich diskutierte mit Sato Fragen der Teleologie, den hermeneutischen Zirkel und ähnliches. Er hat gerade ein Buch darüber veröffentlicht. Es gelingt mir, die Japaner in einen Disput untereinander zu verwickeln, wie es selten vorkommt. Nitta schlägt vor, auf den Begriff der Teleologie zu verzichten – doch was stattdessen? Ich operiere mit Begriffen wie Pathos, Ereignis, Response, die völlig unbekannt zu sein scheinen. Nur Nitta scheint alles auf ‘unvordenkliche’ Weise zu verstehen, aber es versinkt in einem abgründigen Schweigen. Es gibt Sprachbarrieren. Nitta und Sato sprechen nur mühsam deutsch, Nagai und seine Frau sehr gut französisch, so kommt es zu Parallelgesprächen. Ich rühre an die Einführung von Chronologien. Ob ein einziges Jahr als Jahr Null markiert wird wie im Westen oder die Stiftungsjahre wechseln wie im Osten, betrachtet Nitta als bloß formale Differenz von abstrakter und konkreter Orientierung. Das aber reicht wohl nicht aus, denn unsere gesamte westliche Geschichtsorientierung hängt an dieser Zählung. Nebenbei bemerkt gibt es hier in Japan auch keine Hausnummern.

8.4. — Donnerstag (*mokuyōbi* = Holztag). Nachmittags halte ich einen Vortrag an der Todai-Universität Hongo über die „Macht der Ereignisse“, eingeladen von Professor Sakakibara mit Yamaguchi als Übersetzer. Eine höchst intensive, textbezogene Diskussion, vor allem mit den Jüngeren, darunter einige Doktoranden, die teils in Deutschland und Frankreich waren. Die Diskussion setzt sich fort am Eßtisch, man wechselt die Plätze. Wir sprechen über Themen wie Zeitverschiebung, Verzögerung, Ereignis vs. Handlung, okkasionelle Anschlüsse, Rolle der Personalpronomen, Möglichkeitsbedingungen und das Unmögliche, Gefährdung und Risiko als Ingredienzien der Erfahrung und immer wieder über das Außerordentliche von Ereignissen, das Ordnungen voraussetzt, sie aber überschreitet. Große Aufnahmebereitschaft, nur der Deutschesten unter den Einheimischen geht, bevor die Diskussion beginnt. Dies war die intensivste aller bisherigen Veranstaltungen. Ob die Besten und Eigenwilligsten eine Chance bekommen? Diese Frage stellt sich nicht nur hier in Japan.

9.4. — Freitag (*kinyōbi* = Goldtag). Auf dem Campus der Yotsuya-Sophia-Universität beginnt das Semester wie üblich mit der Werbung für Taucher, Bogenschüt-

zen, Baseballspieler. Mittags spielt eine Band, Karfreitag und Ostern spielen keine Rolle. Es sind blaue Planen ausgespannt, Kirschblütenlager mit Schlafsack, Proviantkörben, ein Naturfest, ähnlich wie in der westlichen Tradition kirchliche Feste stattfinden oder stattfanden. In der Nähe liegt der Akasaka-Palast mit einem Riesenpark, alles durch Mauern abgeschirmt, ein kaiserlicher Vatikan, nur nicht ganz so gewaltig und auf die symbolische Funktion beschränkt. In den Medien erscheinen Berichte über die drei japanischen Geiseln im Irak. Yamaguchi meint, Japan müsse aus Sicherheitsgründen zu den Amerikanern halten. Herrscht in der Öffentlichkeit Konformismus oder Lethargie? Man sieht kleine Protestzüge im Fernsehen, unter meinen Gastgebern ist dies kein Gesprächsthema.

10.-11.4. — Samstag (*dojōbi* = Erdentag), Sonntag (*nichijōbi* = Sonnentag). Ein Symposium zu den *Bruchlinien* findet statt im Hinterland von Hakone, in einem Gästehaus der Universität. Etwa 15 Personen nehmen daran teil, Nitta an der Spitze, des weiteren Murata, Yamaguchi, Noe und einige Doktoranden. Auf meinen Vortrag zum Thema „Pathos und Response“ folgen ausführliche Diskussionen und weitere Vorträge aus dem Kreis der Teilnehmer mit Fäden zu Husserl, Merleau-Ponty, Varela, Levinas und Freud. Zum Stil des Symposium: Man neigt dazu, ‘Platten aufzulegen’, und es fällt nicht ganz leicht, das Gespräch aus den Sachen zu entfalten, ohne ständig Namen als Halteseile zu benutzen. Nitta ist, ähnlich wie Percival in Virginia Woolfs *Wellen*, allgegenwärtig, aber meist schweigend. Nur in der abendlichen Sake-Runde gibt er einige Kernworte preis, zentrales Motto: Zeit-Raum, und dies in einem haiku-artigen Denken und Sprechen. Der Gesprächskreis wandelt sich leicht in eine Zuhörerrunde. Dies mag anders sein, wenn man unter sich ist. Was Sprachkenntnisse betrifft, so sind einige sehr wendig im Deutschen, auch im Französischen, aber meist Jüngere. Als ich morgens einen Kaffee bestelle, reagiert der Mann an der Theke nur auf *kōbi*; das Croissant heißt aber auch im Japanischen so.

Nach dem Symposium spazieren wir zum Hakone-See, im Hintergrund, in helles Licht getaucht, der verschneite Fujisan, wie der Fujiyama im vertrauten Umgangston heißt. Wie bei meinem früheren Besuch fährt ein Operschiff über den See.

- *Philosophie in Japan?* Die Tradition ist sicherlich weitgehend durch Meditation und Rituale, durch Schreiben und Text bestimmt. Erörterungs- und Streitgespräche wirken teilweise importiert. Wird sich die Neigung zum Schriftgelehrtentum ändern? Ein Gesprächspartner von der Waseda-Universität meint: Es gibt einen Bodensatz von traditioneller Kultur, aber er ist weitgehend im Schwinden – wie die Kimonos, die man durch europäische Kleidung ersetzt hat. Philosophische Debatten sind somit nahezu ausschließlich westlich bestimmt, kaum eine östliche Zutat. In der Kunst ist es gewiß anders, warum? Natürlich gibt es auch eine interne Multikulturalität, bis hin zu hybriden Mischungen wie die Pizza Giapponese unten am See.

- *Kleidung: Pauvre noir est fatigué* – dieses uniforme und uniformhafte Schwarz, nicht nur bei den Businessmen, sondern auch schon bei Schülern. Schüler mit gefärbten Haaren als ein Lichtblick von Nichtkonformität. Wohlgermerkt, ich spreche hier vom Alltagsschwarz.

KAMAKURA

In Kamakura treffe ich mich mit Nagai und seiner Frau und mit Elmar Holstein, der als guter Schweizer drei Stunden über Waldwege hergewandert ist, den Wanderstock in der Hand. Wiedersehen mit dieser altjapanischen Stadt nach acht Jahren. Wiederum der Engakuji-Tempel, wo ein *Bogenschießen* stattfindet. Die in weiße Gewänder gekleideten Männer und Frauen nehmen zu dritt oder zu viert Aufstellung am Rande der Halle. Die Abfolge der Bewegungen ist rituell angeordnet: Niederhocken, den Bogen in Zielrichtung bringen; Sichaufrichten, den Bogen in die Höhe halten, ihn langsam auf Augenhöhe senken, ihn in beide Richtungen spannen, schließlich der Abschluß. Die Zielscheiben befinden sich nahe dem Boden; so muß der Schütze nicht nur die Richtung bestimmen, sondern beim Spannen des Bogens auch die Entfernung einkalkulieren. Also eine Vereinigung von Ausrichtung und Gewichtung, dazu die Konzentration vor dem Abschluß. Die meisten Schüsse gehen neben das Ziel. Nitta erklärt, es komme auf das Schießen an, nicht auf das Treffen, auf das Tun, nicht auf das Resultat. Im Tempel-Archiv befindet sich jedoch ein *Arrow Record Book* vom Ende der Edo-Zeit, das durchaus die Zahl der Treffer festhält. Alles in allem handelt es sich wohl um eine Art Liturgie mit einem Einschlag von Kunstfertigkeit. Was diese Kunstübung von Sportübungen unterscheidet, ist die geringere Bedeutung des Wettbewerbs, der in der griechischen Olympiade in Sieg und Siegerehrung gipfelt. Hier zeigen sich bedeutsame Unterschiede, nahe dem von Meditation und Disput: Umkreisen versus Auseinandersetzung. Wir haben es mit einer Art gehemmtem Krieg zu tun, vergleichbar der Freud-schen Zärtlichkeit als gehemmtem Begehren, wiewohl der ungehemmte Krieg sonst nicht fehlt.

Wie wird man Buddhist? Wann ist man Buddhist? Entscheidend sind die Übungen und Praktiken, die man mitmacht, im Zen in Form einer kargen Liturgie mit Sutra-Rezitationen, zu Beginn die Sutra auf die 'höhere Wahrheit'. Förmliches Mitglied des Tempels wird man mit dem Zahlen des Mitgliedsbeitrags als eine Art Tempelsteuer. Holenstein ist sehr interessiert an dieser Religion, auch am Schintoismus, abgesehen von seiner Rolle als Staatskult. Er sieht darin keinen Animismus, sondern die Verehrung einer Kraft, die sich in allen Dingen äußert, eine Art Mana, ein Ort des Heiligen, der ausgespart ist. Für Levinas wäre dies Barbarei, vollendeter Paganismus. Stand hier am Anfang ein Ritus ohne Logos, bevor Buddhismus und Daoismus ihre Sprachformen mitbrachten? Woran

glaubt man, an das, was man verehrt? Eine stumme Religiosität, die sich in Ritualen äußert? Beachtenswert sind Wittgensteins kritische Anmerkungen zu Frazer.

Wir besuchen einen Schrein auf den Waldhügeln, finden Höhlen und Felsen, die üblichen Täfelchen, einen Ort, an dem man durch Überspielen von Geldmünzen Reichtum beschwört. Ein Gedenkstein gilt einem hingerichteten Gegner des Shoguns. Der Feind wird nachträglich verehrt, um zu verhindern, daß er als böser Geist fortlebt, eine Einverleibung feindlicher Kräfte. Bedeutet dies auch Achtung für den unterlegenen Gegner, eine Moral diesseits von Gut und Böse? Der fehlende Logos verhindert die Entstehung von Rechtfertigungsideologien. Dies schließt grausame Gewalt keineswegs aus, wohl aber deren Legitimierung.

TOKIO

13.4. — Zurück in Tokio, besuche ich den *Koishikawa Korakuen-Garten*, den ältesten Park der Stadt aus der frühen Tokugawa-Zeit. Es gibt eine Engetsukyo-Brücke, das heißt eine Vollmond-Brücke, einen Wasserfall, einen großen See mit Insel, alte Bäume in den See wachsend, Pavillons, ein Reisfeld als Lehrstück – eine Miniaturlandschaft im chinesischen Stil. Das Wort *korakuen* bedeutet nachträgliche Lust gemäß dem konfuzianischen Spruch: *Be the first to take the world's trouble to heart, be the last to enjoy the worlds pleasure.*

Nachmittags in der Toyo-Universität halte ich bei Yamaguchi ein Seminar zum „Leiblichen Selbst“ mit gut vorbereiteten Fragen. Es geht beispielsweise darum, ob der brennende Schmerz noch mit Husserls Intentionalität zu vereinbaren ist, ob das Pathos eine Gestalt hat. Es geht um den Leib als „Umschlagort“, an dem Kraft zu Sinn wird, um Pathologisches als Desintegration statt eines bloßen Defizits und entscheidend um die Zeitverschiebung der Erfahrung. Abends im Restaurant folgen lebhaftes Gespräche mit Studenten, Magistranden und Doktoranden. Wiederkehrende Themen sind Gefühl und Empfindung, familiäre Beziehungen, Rolle der Fremdheit. Es fehlt nicht an humorvollen Äußerungen wie: „Ich kann mich nicht mehr ändern“, oder „X est un fidèle“. Ich versuche die Gedanken, so gut es geht, anzuheizen, gebe Lektüre-Ratschläge. Die Beharrlichkeit ist beachtlich.

14.4. — Mit Frau Yamaguchi laufe ich durch das Viertel um den Aoyama (= Blau/Grün-Berg)-Friedhof, den ältesten Friedhof von Tokio. Von den Roppongi-Hills blickt man auf die Stadt, und bei klarer Sicht auf das Meer und bis hinauf zum Fujjama.

– *Familienpolitik*: Der Premierminister besucht alljährlich den Schrein, in dem die Verantwortlichen des Zweiten Weltkriegs (westlich gesprochen sind darunter Kriegsverbrecher) ihren offiziellen Gedenkort haben. Die Nachbarstaaten China und Korea betrachten dies als Affront. Der Premierminister verteidigt sich als Enkel des damaligen Außenministers damit, für ihn handle es sich

um Familienangehörige. Pietät gegen Politik. Die Bevölkerung kümmert sich offensichtlich nicht sonderlich um solche Fragen. Ist Japan ein Land ohne Metaphysik und so auch ohne Metapolitik? Bei aller Zurückhaltung gegenüber einem schnellen Urteil bleibt das Gefühl, es fehle etwas. Aber was? Das Meta-stünde für einen außerordentlichen Anspruch, der nicht in Ahnenkult und Familienverehrung aufgeht.

- *Höflichkeit als Aufmerksamkeit*. Man kann das Hotel nicht betreten, ohne von mindestens vier Augenpaaren empfangen und gemustert zu werden. Der Shibuya-Hund bekam ein Denkmal, weil er jahrelang seinen verstorbenen Herrn, einen Professor an der Universität, wie gewohnt abholen ging. Vielleicht gehört auch dies zu den Funken des Außergewöhnlichen.

15.4. — Abends laden mich Herr und Frau Yamaguchi ein in ein deutsches Restaurant „Rheingold“ in Shibuya zu schwäbischem Trollinger, eine hübsche Abschiedsgeste.

16.4. — Morgensonne im Kitanomaru-Park. Ein roter Kirschbaum in voller Blüte. Gruppen von Kindern mit gelben Hütchen. Zeitungen berichten von der Freilassung der drei japanischen Geiseln im Irak, Freudenausbrüche im Fernsehen, Gesichter verlieren ihre Kontenance.

KYOTO

17.4. — Zunächst verbringe ich zwei Nächte in ŌTSU am Biwa-See und besuche den Gichuji-Tempel mit dem zen-buddhistischen Grabmal des Dichters Bashō. Das Grabheiligtum ist ein einfacher Stein, besetzt mit den vier Kardinaltugenden, eine Tempellaterne mit Sonne und Mond an den offenen Seitenwänden, dazu ein kleiner Teich mit Schildkröten. Das Bashō-Heiligtum hat ein Strohdach und ist auf einem Steinfundament errichtet, alle Holzarbeiten sind aus Bambus. Ringsum wachsen hohe Stauden, die Bashō-Blume heißen. Im Garten blühende Iris und das Grab eines hingerichteten Samurais, Aufhören der Politik im Tod. Man sucht nach einem Naturfrieden, sucht ihn aber in einer Natur diesseits oder jenseits von Natur und Kultur. Auf dem Weg zum Biwa-See entspinnt sich mit Yamaguchi ein Gespräch über Gebet und Transzendenz im Buddhismus. Mein japanischer Gesprächspartner betont, daß der Zen-Meister jede Selbstsuche alsbald unterbricht und auch der Atem nicht bloß mein eigener ist – auch hier *aliquid interius me ipso?* Vorsicht also bei der fernöstlich inspirierten Selbstsuche im Westen.

Ich treffe mich mit Washida am Bahnhof Kyoto, er ist ganz der alte voller Temperament, Humor und Kraft. Der Bahnhof ist ein Werk des Architekten Hara Hiroshi, ein riesiges Glasgewölbe, halb geöffnet wie eine Muschelschale, Eisenkonstruktionen wie Geflechte, Eisengänge, die durch die Luft führen. Eine Aussichtsplattform ist mit Bäumen bepflanzt, ein Spiel mit Innen und Außen.

Wir fahren durch die Stadt zum *Ninnaji-Tempel* am nördlichen Stadtrand, dem Sitz der Shingon-Sekte. Beim Tempelbau ist wie immer Holz in Holz gefügt, Dächer sind pyramidal übereinander geschichtet. Die Sakura-Feier endet mit den letzten roten Hängekirschen. Man mietet Picknickschränke wie Strandkörbe. In Kita-ku erwartet uns das Haus von Washida und Frau Washida als die Seele des Hauses, im Innenhof das Tropfen des Brunnenwassers.

Etwas Familiengeschichte. Die Väter von Herr und Frau Washida sind gestorben, sie sind beide die einzigen Kinder. Der Hausaltar, der dem Vater der Frau zudedacht ist, steht im gemeinsamen Haus, davor Gaben für alle Sinne: Blumen, Äpfel, Kerzen, Weihrauchstäbchen, Tempelgongs, ein Kalender, golden glitzernde Wandverkleidung, Lackarbeiten – Ort eines alltäglich wiederkehrenden, alltags-mythischen Geschehens. Davon geht eine eigentümliche Würde aus, aber mit Heiterkeit durchmischt. „Da merken wir, daß wir Buddhisten sind.“ Der Vater von Herrn Washida fand seinen Platz im zweiten Haus, wo die Mutter von Frau Washida lebt. Da die Söhne die Familientradition fortführen müssen, hat der älteste Sohn Merlo (benannt nach Merleau-Ponty), der inzwischen selbst verheiratet ist, den Namen seiner Mutter angenommen. Er fungiert als Kustos eines neu gegründeten Kunst-Museums, das vor allem kleinere handwerkliche Stücke aus Holz, Glas und Stoff und auch Videokunst aufbewahrt. Der jüngere Sohn Modigl (benannt nach Modigliani) arbeitet als Fernsehproduzent. Es werden Erinnerungen an Bochum wach. Frau Washida fühlt sich, während sie deutsche Laute hört, als würde Prousts Madeleine-Gebäck aus der Ferne seine Kräfte entfalten. Herr Washida zeigt von sich Kommentare zu Photos von Yamamoto, dem japanischen Kleiderkünstler, Bucheinbände, eigene Bücher, darunter das Buch über Merleau-Ponty, das in Japan zu 5000 Exemplaren verkauft und ins Chinesische übersetzt wurde. Dies zeugt vom Kunstsinn eines ganz und gar ästhesiologischen Phänomenologen.

An der Universität in Osaka, wo Washida seit über drei Jahren das Amt eines Vizepräsidenten ausübt, kam es zu einer Studienreform. Philosophie-Studenten führen parallel zum Philosophie-Studium ein praktisches Studium durch, das Gespräche mit klinischem Pflegepersonal einschließt. Washida versucht, die Philosophie von der eigenen Sprache her zu entwickeln, anstatt dem Eigenen einen Überbau aus westlichen Terminus überzustülpen. Er hat sich seinen Sinn für das Unangepaßte bewahrt.

Abends kehren wir ein in einem Restaurant mit wohldosierten Delikatessen: Erbsen im Becher, junger Bambus, aus der Erde ausgegraben, Quallen, Aal, Kirschblüten, Tempura, frisches Gemüse, dazu Reiswein. Als Überraschungsgabe *Das leibliche Selbst* auf japanisch, gemeinsam präsentiert von Washida und Yamaguchi, der Buchdeckel mit deutschem Titel. Beim Umtrunk gedenken wir der Schweizerin Regula Giuliani, die den deutschen Band bearbeitet und herausgegeben hat.

18.4. — Sonntagsausflug in den Nordteil von Kyoto zu drei ‚Landschaftstempeln‘. Im *Ryoanji* wandert der Blick wieder über die Steine im Tempelhof, im Park das Rot der Azaleen. Im *Kinkakuji*, dem Gold-Pavillon, stehen wir vor dem vergoldeten Hauptgebäude, einst eine Shogun-Villa außerhalb der Stadt, mit chinesischem Aufsatz, geschwungenen Dächern und zuoberst einem Vogel, einem Phönix? Dazu ein Wasserfall mit einem springenden Karpfen in Stein. Schließlich die Kieswellen und Kiesberge im *Ginkakuji*, dem Silver-Pavillon, der sich aufs schönste in die Landschaft einfügt, flankiert von einem Meditationstempel fern der handfesteren Volksfrömmigkeit. Auf dem Philosophenweg kommt das Gespräch auf das *Wabi Sabi*, ein kaum zu übersetzendes Wort, das mit Ruinen, Einsamkeit, Traurigkeit und Selbstgenuß zu tun hat – ein Rousseau aus dem Fernen Osten?

19.4. — In der Nähe des Bahnhofs erhebt sich der *Sanjusangendo*. Die Göttin Kannon wird begleitet von 1000 kleinen Kannon-Figuren aus vergoldetem Holz. Der Name bedeutet 31 (*sanjusan*) Nischen (*gen*). Dieses längste Holzgebäude in Japan ist gegen Erdbeben abgesichert. Kannon: 11 Gesichter und 21 Armpaare, Zahlenspiel mit Körperteilen. Die goldenen Kannons stehen in Reih und Glied wie Heerscharen von Engeln, Wiederholung ohne Abwandlung, gleichsam Sing-sang-Bilder. In den Nischen Wächtergestalten, Gottheiten. Jede hat indische Vorfahren, aufgezeichnet auf Sanskrit, dann die chinesisch-buddhistische Wandlung, schließlich die japanische Schrift. Der japanische Name folgt teils dem Klang des Sanskrit, teils dem des Chinesischen, daher die vielen Namensvarianten, auch bei der Bezeichnung von Tempeln und Stadtteilen. Die praktizierte Mehrsprachigkeit endet in Mischgebilden wie in der hiesigen Galerie von Göttern und Göttinnen. Dazu einige Beispiele. Die göttliche *Schlange* des Hinduismus wird zum chinesischen Drachen, der über Wasser und Regen gebietet, buddhistisch *ryū*, einer der acht Wächter. Über der Schlangengöttin schwebt ein Drache, in den Klauen eine Schlange. Auch die Symbolik ist voller Überlagerungen. Es gibt merkwürdige Gottheiten, aus dem Persischen *Asura*, halb Tugend, halb Übel, dabei dreiköpfig, sechshändig, später wird die Gottheit eindeutig zum Übel, zur Gottheit der Zerstörung und Vernichtung.

Ein Priester zelebriert die Liturgie: gelb gekleidet, knieend-sitzend auf einem Kissen. Er rezitiert Sutras, markiert das Ende mit einem Glockenklöppel, langsam verklingen die Töne, dazu das Hantieren mit Gefäßen und Räucherstäbchen. So werden alle Sinne aktiviert, doch vom ‚Vorbeter‘ aus, nicht von der Gemeinde her. Die Sutras erklingen auf altchinesisch, eine Art Tempelchinesisch, vergleichbar dem Kirchenlatein. Die Rituale sind ebenfalls sehr heterogen: Rakeflaschen auf dem Altar, Totenspeisen und im Hofwinkel ein Shinto-Schrein. Die Vermeidung deutlicher Unterscheidungen fördert einen Synkretismus, der nicht einmal Toleranz erfordert. Was aber geschieht mit den Unterschieden, verschwinden sie oder versinken sie, um anderswo wieder aufzutauchen? Rätsel der schweigenden Hintergründe.

20.4. — Im Ostteil der Stadt, im Higashiyama-ku, steht der Tempel *Nanzenji*. Auch hier ein Steingarten und der Einklang von Innen und Außen, Wandgemälde mit Tigern und Blüten, Lebenskraft verquickt sich mit lächelnder Gewalt. Ich wandere eine Stunde hinauf auf den nahen Berg, folge zunächst einem Wallfahrtsweg, der durch ein Bachtal führt. Buddhafiguren stehen in Grotten, versorgt mit Speise und Trank, es rauscht ein Wasserfall. Der Wald ist mit Zedern, hellgrünem Ahorn und mit Kiefern geschmückt wie mit Kerzen. Es folgt Ginster, weiter oben gelber Lehm Boden. Im Halbschlaf höre ich ein hartnäckiges Vogelgezwitscher: ein allmählich ansteigender Pfeifton, dann zwei oder drei Doppeltöne. In der Nachbarschaft eine große Wasserleitung mit Wasser aus dem Biwa-See. Die winzige Maschinenlandschaft geht wieder über in das übliche Kyoto: ein kleiner Fluß mit Booten, schließlich das Riesentor zum *Heian Jingu*, eher abstoßend als einladend ist dieser ‚Führertempel‘.

– *Natur hier im Osten?* Das Naturverhältnis scheint weder naiv noch sentimentalisch, eher symbiotisch. Der entscheidende Bruch im Westen rührt her von einem praktischen Dualismus, der Sein und Sollen voneinander scheidet. Der Buddhismus beginnt mit dem Lebendigen, das sich mit Erleuchtung verbindet. Mit-leid, aber nicht von oben herab, oder nicht nur? [In seiner *Phänomenologie der japanischen Gärten* versteht Mathias Obert das Zusammenspiel von Natur und Kultur als „wechselseitiges, *responsives* ‘Lassen’ und ‘Eingelassen-Sein“ , als „‘gelassen-lassenden Verzicht’ auf eine totale Verfügung des Subjekts über Natur“, siehe abermals *Tanzende Bäume, sprechende Steine*, S. 146 f.]

21.4. — Nochmals zur Ostberg-Stadt, zum *Chion-in*, dem Gründungs- und Zentraltempel der Yodo-Sekte. Offenbar ist Feiertag, Menschen strömen die Steinwege hinauf. Gruppen von Frauen mit einer Mitgliedsborte werden von einem Tempeldiener geführt. In der Haupthalle findet eine Zeremonie statt, gemeinsames Gebet, auch hier im schwierigen Sitzknien. Draußen warten Tempelbusse; diese klerikale Machtentfaltung fehlt in den stillen buddhistischen Tempeln.

Im *Maruyama-Park* letzte Kirschblütengäste Kinder spielen in den Blüten wie im Frühlingsstaub. Im Teich ein Reiher, Schildkröten, Bachgeplätscher, strahlend blauer Himmel. Viele Einheimische sind unterwegs, die Frauen meist mit Hut oder Sonnenschirm. Blau und schwarz gekleidete Schülerinnen umschwärmen ihren Bus wie ein Bienenschwarm, Neigung zur Gruppenbildung. Um 17 Uhr tönen aus der Ferne die dumpfen Schläge der Tempelglocke.

22.4. — Donnerstag, Vortrag an der Ryukoku-Universität, eingeladen durch Tokuj Maruyama. Die Universität ist eine buddhistische Gründung aus dem 18. Jh., getragen von der Mönchsgesellschaft des Nishi Hongan-ji. Die zwei gewaltigen Tempelanlagen wurden vom Shogun getrennt zur Verringerung ihrer Macht. Das schöne Zentralgebäude stammt aus der Meiji-Zeit, europäisch mit östlichem Einschlag. Ich halte einen Vortrag zum Thema „Pathos und Respon-

se“ drei Stunden lang vor etwa 110 Hörern. Die Frage nach dem Pathos *im Logos* und nicht bloß *vor dem Logos* liefert hinreichend Stoff zur Diskussion. Es entspinnt sich ein innerjapanischer Disput darüber, ob man den griechischen Terminus ‚Pathos‘ beibehalten oder ihn durch den chinesischen Begriff für ‚Leiden‘ ersetzen soll. Ein deutscher Theologe aus Hamburg versucht eine Verbindung zu den Differenztheorien von Kant und Fichte herzustellen; man kann dies versuchen, läuft aber Gefahr, neuen Wein in alte Schläuche zu gießen. Abends treffen wir uns in einem altjapanischen Restaurant. Mit dabei ist Professor Tan Sonada, ein Schüler von Nishitani, der bei Walter Schulz in Tübingen studierte, Kenner von Nikolaus von Cues und der Mystik, dazu Musikliebhaber, der auf dem Heimweg Schubert-Melodien zum Besten gibt.

OSAKA

23.4. — Freitags gehe ich mit Herrn und Frau Washida in Osaka in ein Bunraku-Theater. Das Stück „Yoshitsune Senbon Zakura“ (Y mit 100 Kirschbäumen) stammt aus dem 18. Jh. In diesem Samurai-Stück geht es um Bruderkzwist und Geschlechterkampf. Kunstvolle Anordnung des Theaters: auf der Bühne Puppen mit künstlich erzeugten Gesten und seitwärts der Vorleser, der mit seinem expressiven Singsang alle Register zieht von der Kopf- und Bruststimme bis hin an den Rand des Schreiens. Vorleser und Shamisen-Spieler wechseln sich auf einer Drehbühne ab – ein theatralischer Divisionismus ähnlich wie in der Eßkultur. Zwischen Akteur, Sprecher und Sänger entstehen Verfremdungs- und Verstärkungseffekte. Das Stück erreicht seinen Höhe- und Tiefpunkt im Selbstmord des Protagonisten, der durch einen Sprung ins Meer seine Niederlage vollendet. Beifall auf offener Szene, auch bei der Schlußzene. Erstaunlich ist, wie die Vorführung, deren Hersteller sich wie auf Kothurnen bewegen, trotz ihrer Künstlichkeit Anteilnahme weckt, die an das Erleiden rührt. Am Ende schauen wir hinter die Kulissen, wo die Puppen aufgereiht sind. Unter den Puppenspielern ist eine 90-jährige Berühmtheit. Das Ganze dauert an die vier Stunden von 11 bis 15 Uhr mit einer halbstündigen Essenspause und mitgebrachten Speisetafeln. Den zweiten Teil, der um 16 Uhr beginnt, lassen wir aus – ein Theatertag! Anschließend essen wir zu Abend essen in einem Country House mit schwarzem Gebälk. Der Koch, der in Paris auf dem Boulevard St. Michel arbeitete, erklärt, warum in der Japanischen Küche keine Nachspeisen gereicht werden; offenbar verwendet man bereits bei den normalen Gängen viel Zucker.

24.4. — Nachmittags spreche in der Universität nochmals über „Pathos und Response“, gefolgt von einer dreistündigen Aussprache über Leib, Bioethik, Technologie und Zeit. Es folgt die Vorstellung des Buches *Das leibliche Selbst*, aufgelegt mit 1500 Exemplaren. Das Bochumer Trio, Washida, Maruyama und Yamaguchi, wartet auf mit Geschichten aus ihrer Bochumer Zeit, darunter Besu-

che in Xanten und Köln, intensive Erinnerungen in einem Freundeskreis. Zum Abschluß besuchen wir ‚Nadja‘, eine intime Bar im ersten Stock. Washida hat dort seine Whisky-Flasche deponiert. Mit der höchst kunstsinnigen und geistvollen Barfrau hören wir Glenn Goulds Goldberg-Variationen und sprechen über Ballett, Liebe, Alleinsein, Frauenrolle und Pathos, ein vergnüglicher und gedankenreicher Ausklang. Es ist Washida, der alle Türen öffnet, aber auch Maruyama stammt aus einem musischen Elternhaus, in dem Haustheater gespielt wurde. An der Wand der Bar hängt ein Foto mit den Rolling Stones, von der Barfrau selbst ausgeschmückt. Diese Mischung der Sphären, die alles bloß Akademische weit hinter sich läßt, hat etwas Besonderes.

Das Gespräch geht über Obrigkeit (*okami*). Laut Aussage der offiziellen Politiker haben die japanischen Geiseln im Irak die Gesetze des *okami* verletzt, weil sie ohne höhere Weisung loszogen, als *streetwalker* mit irakischen Kindern oder als freie Berichterstatter, nachdem die offiziellen Reporter mit einer Regierungsmaschine das Land verließen. Die heimgekehrten Geiseln stürzen in eine neue Krise, verursacht durch Bloßstellung, feindliche E-Mails, psychiatrische Behandlung. Die widerwärtige Seite des Landes macht sich in kritischen Phasen bemerkbar in Gewalt und Zwangskonformität.

25.4. — Sonntag, Gang durch Higashi-ku, die Oststadt von Osaka. Die Midosuji (*suji* = lange Straße) führt als eine Art Champs-Élysées quer durch die Stadt, mit Ginkgo-Bäumen auf beiden Straßenseiten, Skulpturen am Rande des Bürgersteigs, vornehmen Geschäften und Agenturen. – Zwischen den beiden Stadtflüssen liegt eine Insel mit einer Stadthalle im Neo-Renaissance-Stil, überall Spuren des Westens aus der Meiji-Zeit. Doch am Inselrand entstand eine Obdachsiedlung aus Behelfswohnschachteln, oft mit blauen Laken belegt, Holztüren, Kochstellen, Gerümpel aller Art, dazu öffentliche Toiletten mit Waschgelegenheit. So etwas wäre mitten in Tokio oder Kyoto unvorstellbar. – Im Fuji-Building bietet eine Galerie Sammelobjekte aller Art von Klavieren über Straßenschilder und Telefongeräten bis zu Tierplastiken und Vogelautomaten. – In einem populärer Schrein aus frühen Zeiten, findet gerade eine schintoistische Taufe statt, keine Namensgebung, aber eine ‚Darbringung‘ im Tempel. Der Priester mit spitzer Mütze schwenkt einen Wedel, wohl zur Vertreibung böser Geister, spricht Gegengebete und schlägt den Gong an, assistiert von einer weiß und rot gekleideten Ministrantin. Dies wiederholt sich, wie es heißt, mit drei, fünf und sieben Jahren des ‚Täufungs‘. – Die Osaka-Burg mit Wänden aus gigantischen Steinblöcken, gestaffelten Toren, einst Sitz der Tokuwaga Shogune, präsentiert sich als Bollwerk der Macht. Neben dieser steingewordenen Geschichte steht ein supermoderner Gebäudekomplex mit Geschichtsmuseum und Rundfunksender, verbunden durch einen ovalen, gewundenen Glasbau. Solche Bauten präsentieren sich als phantastische Bauskulpturen, mehr Durchgänge und Durchblicke als Gehäuse.

26.4. — Schreibtag, ich sitze an einem Text zum „Widerhall der Stimme“, danach gehe ich in die Südstadt Minami-ku. Nördlich des Flusses breiten sich bunte Verkaufsstraßen aus mit vielen Musikshops und jungen Leuten. Hier sieht man auch Schwarze, was sonst eher selten vorkommt. In Osaka findet man vieles, was im übrigen Japan verpönt ist: Weggeworfenes auf der Straße, Essen und auch Sichschneuzen in aller Öffentlichkeit, Überquerung der Straße bei Rot und ähnliches, alles gibt sich gelockerter.

Abends gehen wir gemeinsam in die *Shin Umeda City*, ein Werk von Hara Hiroshi, dem Erbauer des Kyoto-Bahnhofs. Es besteht aus zwei große Bauten, verbunden durch Treppenschläuche mit Rolltreppe. Von einer Aussichtsplattform blickt man auf den Yodogawa, den großen Fluß, der aus dem Biwa-See kommt und unterwegs den Kamagawa aus Kyoto aufnimmt. Man blickt auf den Hafen, die Hügel ringsum nicht über 600 m.

27.4. — Mein Vortrag an der Osaka-Universität handelt von „Bodily Experience“. Die Teilnehmer kommen zumeist aus dem Arbeitsgebiet „Human Interface“, das Washida ins Leben gerufen hat. Die Gespräche laufen quer durch Ethik, Politik und Pathologie. Später kommt Washida hinzu, der soeben einen Orden für Wissenschaft und Kunst empfangen hat. Abends Bohnen als ‚Grenzspeise‘.

28.4. — Mittwoch, der letzte Tag, führt eine Stunde südwärts nach NARA. Noch einmal bestaune ich den *Tōdaiji-Tempel* mit Ausmaßen so gewaltig, als wäre der Buddhismus als Erleuchtungssturm über das Land gegangen. Die Größe wirkt nicht gerade leiderfüllt, sie gibt zu denken.

Der *Buddhismus* scheint nicht die gleiche Eroberungslust und Integrationskraft aufzuweisen wie die drei großen westlichen Religionen. Deshalb dauert der Schintoismus fort mit einer Kraft, die urgeschichtlich anmutet. Warum so anders? Vielleicht liegt dies schon an der Art der Ritualisierung. Man tritt nicht förmlich in den Buddhismus ein wie mit der Taufe oder der Beschneidung, stattdessen Bekehrung und Erleuchtung. Man wendet sich eher ab, als daß man sich gegen etwas wendet, und dies unabhängig von aller Politisierung, die es im Buddhismus auch gibt. Dieses *laissez-faire* steht vielleicht auch der Ausbildung eines philosophischen oder theologischen Logos im Wege. Besinnung bedeutet nicht Erörterung. Man will lieber anders sein, als Bekanntes neu durchdenken. Die Natur unterliegt ursprünglich mehr der Pflege und der kulturellen Gestaltung als der Erforschung. Die Kultur wirkt merkwürdig geheimnislos. Es liegt alles zutage wie im Bunraku-Theater, daraus hat Roland Barthes eine antiwestliche Tugend gemacht. In China scheint es anders zu sein, Mandarine sind Gelehrte, keine Krieger.

Der kulturgeschichtliche Hintergrund scheint bis heute in der politischen wie in der philosophischen Szene fortzuwirken. Gespräche versinken immer wieder im Schweigen. Es gibt kaum kritische Anfragen an die europäisch geprägte Kultur, außer man spielt Europäer gegen Europäer aus, etwa Franzosen

gegen Deutsche oder Levinas gegen Merleau-Ponty. Schweigen als stille Verarbeitung? Änderungen sind nur dort in Sicht, wo sie aus den eigenen Traditionen erwachsen. Dies ist das alte Lied meiner frühesten Eindrücke in Japan.

Gewaltige Anfänge wie in Nara verbinden sich mit einer eigentümlichen *Zeitrechnung*. Japan hat die eigenen Anfänge nicht in gleicher Weise verfremdet, wie die Germanen und Kelten es taten mit der Übernahme der griechisch-römischen Kultur und der jüdisch-christlichen Religion. So scheint es auch nichts ähnliches wie das Mittelalter zu geben. Ein Fortwuchern von Formen, keine kritischen Grundrechte, sondern eine traditionale und monumentalische Geschichte, die sich im Schatten alter Mythen bewegt. Die ‚Geschichte‘ ist inzwischen auch hier europäisch, bis hin zur Zeitrechnung. Washida hat sicher recht, wenn er sich dagegen wehrt, Moderne und Postmoderne einfach aus dem Westen zu übernehmen. Aber dann fragt es sich, wie man das Spezifische der japanischen und überhaupt der fernöstlichen Kultur fassen kann, ohne es in den Schatten westlicher Denk- und Handlungsformen zu rücken. Washida gehört meines Wissens zu den wenigen, die sich dessen bewußt sind. Die meisten verstehen sich als Westler, als Traditionalisten oder als Vertreter einer mehr oder weniger ergiebigen Mischung. Europa hat seine fremden Ursprünge in Athen, Rom, Jerusalem, hat Japan seine Verfremdung zu erfinden?

19.4. — Abflug von Osaka. Der Flughafen eine langgestreckte Halle mit einer Art Netzgewölbe, erbaut von Renzo Piano, der von Kyoto aus das Gelände erkundete.

Fünfte Japanreise November 2009

TOKIO

12.11. — Anflug aus Taiwan, mein Hotel liegt nahe dem Komaba-Campus der Todai-Universität (*komaba* = Pferde-Ort). Ich treffe mich mit Yamaguchi und Murata im französischen Restaurant zum Begrüßungessen. Murata hat starke Kontakte zur westlichen Wissenschaft, Yamaguchi ist stärker verbunden mit der buddhistischen Tradition, aber beide sind sehr vertraut mit der Phänomenologie Husserls. Von meinem Hotelzimmer im 5. Stock geht der Blick auf eine Phalanx von Hochhäusern, kühler Wolkenhimmel.

13.11. — Mittags treffe ich in einem Kaufhaus-Restaurant Prof. Nitta, der nicht mehr ganz gesund ist, unter einer Augenschwäche leidet, aber nicht abläßt vom morgendlichen Denken und Schreiben, ganz in der Phänomenologie lebend, stolz auf seine Schüler. Er ist verwurzelt in einem meditativen und gelehrten Buddhismus, seine Philosophie hält sich fern von Alltagskultur und Alltagsreligion, sie hat etwas Mönchisches.

Nachmittags ein Workshop zu den soeben auf japanisch erschienenen *Bruchlinien der Erfahrung*, ein Teil des Übersetzerteams ist anwesend. Besprochen werden Themen wie Berührung (auch im klinischen Sinne) und Unberührbarkeit; Unausweichlichkeit von Ansprüchen, Bitte, Ironie; Werden des Selbst; Metaphorik des Entzugs; Pathos zwischen Ja und Nein; Selbst- und Fremdaffektion; Relativität und Relativismus. Ein veritabler Tour d'horizon durch das Feld der Erfahrung.

OKAZAKI

14.11. — Samstag, mit Yamaguchi fahre ich in die Kleinstadt Okazaki. Das Hotel liegt am Fluß mit Blick auf das Schloß, das für kurze Zeit Zentrum des Landes war. In der neuen Universität gedenkt die „Japanische Gesellschaft für Phänomenologie“ des 150. Geburtstags Husserls. Ich spreche über das Erfordernis einer „indirekten Beschreibung“, Klaus Held über Gott bei Husserl. Die Diskussion erschöpft sich in vagen Fragen und überlangen Antworten. Wiedersehen mit Maruyama, der nach mehreren Augenoperationen im ökologischen Bereich tätig ist, Erinnerungen an den Biwa-See vor Jahren. Kishimoto ist an einer Ingenieur-Schule tätig, Hans Ruin ist aus Stockholm angereist, viele waren früher in Bochum und in Wuppertal.

15.11. — Sonntag morgens weckt mich eine Feuerwehrparade am nahen Flußufer, alle in Reih und Glied, im Gleichtakt Fahnen schwingend, was sehr preußisch anmutet.

KYOTO

Washida und seine Frau empfangen mich am Bahnsteig, spontane Nähe wie stets. Wir besuchen den *Honen-in* am Ostrand der Stadt, ein Heiligtum mit alten Buddha-Statuen. Aus dem nahen Wald kommen Klopfgeräusche, kein Specht, sondern ein Bambusrohr, das sich auffüllt und dann mit einem dumpfen Geräusch aufschlägt. Wir werden vom leitenden Priester empfangen, dessen Vater beim Grafen Kuki diente und von ihm adoptiert wurde. Zum Kulturprogramm gehört eine Palette von Sandfarben. Das alte Sprechzimmer kann man auch durch ein Loch in der Wand betreten, eine Demutsübung. Im Hof baut ein Mönch aus Steinkörnern Skulpturen, die wie Kuchenformen aussehen. Zu Abend in einem traditionellen Restaurant zelebrieren wir ein Mahl aus gekochten Rüben, Lotosblättern, Ginkgokernen mit einem Fischtrio aus Thun, Thai und Schellfisch, zum Schluß Kaki mit Birne, dazu Sake. Washida berichtet von einer schwierigen Darmkrebs-Operation. Nun ist er dennoch Rektor, am anderen Tag erwartet er einen Besuch vom Kaiser, der aus Sicherheitsgründen geheim gehalten wird. Wir übernachteten im Kongreßhotel, wo auch der Kyoto-Preis verliehen wird.

16.11. — Wir wechseln über in das Kyoto Royal Hotel in der Stadt. Nachmittags halte ich an der Ritsumeikan-Universität bei Professor Tani einen Vortrag zur Interkulturalität. Eifrig fragende Studenten, darunter ein Erasmus-Student.

17.11. — Abends eine Verwechslung wie aus der Komödie. Ein Student, der recht gut deutsch und englisch spricht, entführt mich mit dem Taxi, und erst, als es zu spät ist, entdecke ich, daß er mich mit meinem deutschen Kollegen verwechselt hat und mich irgendwohin bringt, jedenfalls nicht zum Kyoto-Bahnhof, wo ich erwartet werde. Ich verpasse meinen Zug. Der Student schämt sich zu Tode, so daß er mir leid tut. Aber wie wird es seiner Magisterarbeit über Heidegger und Hölderlin ergehen?

18.11. — Mittwochs Vortrag bei Murata an der Todai-Universität über „Phenomenology of Attention“. Bekannte Gesichter, produktive Neugier. Heute finde ich in der Zeitung ein Photo mit langen Kommentaren: Wie tief darf der amerikanische Präsident sich vor dem Kaiser verneigen, 90°? Das wäre komisch angesichts des enormen Größenunterschieds. Oder darf man beides tun, die Hände schütteln und sich verneigen? Politische Körpersymbolik wie bei Brands Kniefall in Warschau. Am nächsten Tag wird zum *bowing of the president* gemeldet, Obama habe sich vor dem chinesischen Präsidenten nur zur Hälfte verneigt. Symbole wirken komisch, wenn man sie wörtlich nimmt.

19.11. — Großer Regentag. Im Ueno-Park gerate ich erneut in die Ausstellung eines Kalligraphen: lockere Schriftzüge, wechselnder farbiger Untergrund, die Schriften angeordnet wie zu einer ‚Kalligraphostase‘, wandfüllende Bildmelodien. Im Museum für westliche Kunst besuche ich nochmals den japanophilen Monet, der hier so stark vertreten ist. Erstaunlich, wie sich Farbkreise und Farbflecken verwandeln, wenn man von der Nah- zur Fernsicht überwechselt und neben dem nahen einen fernen Monet entdeckt. Wie mag der Maler beim Malen diesen Abstand überbrückt haben? Monet kommt der japanischen Liebe für Nuancen sehr entgegen, dazu Hammerskøi als Verwandter aus dem Norden Europas. Interkulturell bemerkenswert sind auch die maltechnisch bearbeiteten Rom-Fotos von Hashimura, genannt Hashi. Durch Verfremdungstechniken wird Gegenwärtiges in Ruinen und Alltagsszenen eingezeichnet. Zeiten schieben sich ineinander, Künftiges wird angedeutet, *a moment's eternity*. artistisch erzeugte Zeithybride.

20.11. — Vormittags gehe ich nochmals zur Prachtstraße *Omotesando*. Dichte Eleganz, alle westlichen Modehäuser und Parfümerien sind vertreten. Ich gelange durch den Jingu-mae-Garten zum Meiji-Schrein, unter großen immergrünen Bäumen. Im Vorhof sind Erntedank-Pyramiden errichtet, Gemüse ist farbgerecht aufgereiht. Eine kleine Prozession von Hochzeitsleuten folgt einem Priester, der mit rotem Schirm in die Innenräume des Tempels voranschreitet. Chrysanthenen werden als besondere Lebensblume angeboten. In einer Gale-

rie stehen Weinfässer aus Burgund, ein Geschenk aus Frankreich. Die Religion saugt alles auf, was sich den Sinnen darbietet. Im Ohr bleibt das Händeklatschen vor dem Schrein, nachhallende Gongschläge, Geklapper von Holzpantinen kleiner Kinder. Es gibt verschiedene Jahresfeste, 3 + 7 für Mädchen, 5 für Jungen. Die Feste begleiten das Leben wie etwas, worüber man kaum spricht. Dies gehört zur Vorliebe für das Implizite, Angedeutete.

Am späten Nachmittag geht es zum Campus. ich stimme mich ein im dortigen Museum. Zwischen traditionellen Stoffen und Masken erhebt sich eine gläserne Bildwand von Duchamp; man möchte sie fast für ein japanisches Gebilde halten, das den dekonstruktiven Aufwand des Westens überspringt. Mein Seminar geht über die „Emergence of the Voice“. Ein kleines Seminar, aber ein Drittel sind Kollegen, die sehr intensiv nachfragen, dazu ein sehr aufgeweckter jüngerer Respondent. Gibt es eine ‚Vor-stimme‘, ähnlich der ‚Vor-Sprache‘, die beim Hören ein eigenes Echo auslöst? Wie unterscheidet man zwischen Stimmen, die von *jemandem*, und Klängen oder Geräuschen, die von *etwas* ausgehen? Ich bestehe auf einem Ineinander von Stimme und Geräusch, gemäß den materiellen Anteilen unseres lebendigen Leibes. Ein Teilnehmer, der bei Derrida promoviert hat, geht auf meine Proust-Passage ein, auf das Ferngespräch mit der Großmutter und dessen technologisch inszenierte Ferne. Abends trifft sich im Restaurant eine Bochum-Fraktion, verstärkt durch Elmar Holenstein, der von Yokohama aus angereist und mittlerweile mit einer Japanerin verheiratet ist.

21.11. — Letzter Tag. Bei strahlend blauem Himmel und 18° besuche ich den *Hibiya-Park*, angelegt in der Meiji-Zeit als erster westlicher Park. Ein Haus mit Garten wurde im deutschen Landhausstil erbaut, ein gewaltiger Ginkgo-Baum mußte wegen des Verkehrs versetzt werden und überlebte dies. Das Gelb-Grün des Ginkgo wetteifert mit dem Rot des Ahorn. Der Park ist umringt von den Hochhäusern des Regierungsviertels Akasaka, in dem ich einmal wohnte, dahinter die Silhouette der Ginza. Gruppen von Laienmalern sitzen vor dem deutschen Haus und dem Riesenginkgo.

Zum Schluß betrete ich nochmals die elegante Hochhauswelt der *Ginza*. Die Bauten stehen da wie Riesenspielzeuge, ausgestattet mit allem technischen Komfort. Mitten darin das Bridgestone-Museum, eine beachtliche Sammlung mit Kunst aus dem 19. und 20. Jh., durchsetzt mit japanischen und chinesischen Künstlern, aber eher als Begleitmusik zur westlichen Kunst. Mein Abendspaziergang führt erneut in den Garten des Kaiserpalastes. Es laufen Filme über eine Großleinwand, voller Verehrung, immer noch etwas Gott Kaiser? Eine schmale Mondsichel steht über dem Park. Rückfahrt durch das verrückte Shibuya, ein visueller und akustischer Reizzirkus.

22.11. — Sonntagmorgen startet der Narita-Express in Shibuya. Das Abschiedsgespräch mit Yamaguchi auf dem Bahnsteig will nicht enden. Warum gibt es in der buddhistischen Tradition keine Theodizee-Frage? Leiden, ja, aber Schuld?

Und das Politische? Die gestrige Zwanzigjahr-Feier des Kaisers scheint eher zur politischen Folklore zu gehören, hinter der sich allerdings beträchtliche Machtverhältnisse verbergen, auch die einer weitgehenden Männergesellschaft. Die Frage, was diese Gesellschaft zusammenhält, bleibt für mich weithin offen, ebenso die Frage, wo die Philosophie ihren Ort hat. Dazu diverse Besonderheiten.

- *Gebkultur*: Viele auf der Straße, Jung und Alt, vor allem Frauen und Mädchen laufen mit nach innen gestellten Beinen, bisweilen in einem Watschelgang. Frühe Angewöhnung, linkisches Gebaren, Zeichen von Schüchternheit?
- *Schutz und Schirm*: Selbst bei Sprühregen entrollt man seinen Schirm. Ohne Schirm falle ich auf. Ein Mann bietet mir an, unter seinen Schirm zu kommen. Schutzbedürfnis? Viele Passanten tragen Masken gegen Schweinegrippe. Laut Zeitungsmeldung sind von 15 Modellen nur 4 tauglich.
- *Naturwissenschaftler*: Hiesige Naturwissenschaftler scheinen sich wenig für Philosophie zu interessieren. Dies ist vielleicht die Kehrseite eines weithin ideologiefreien Verhältnisses zur Technik und zur technisch dominierten Wissenschaft. „Man denkt sich nicht viel dabei.“ Naiver Technizismus? Umgekehrt sprechen die Philosophen in meinen Seminaren wenig auf meine Überlegungen zur Phänomenotechnik an.
- *Soziale Chancen*: Nur 62,5 % der Graduierten des nächsten Frühjahres können mit einer Stelle rechnen; an Staatsuniversitäten sind 71,3%, an privaten Universitäten 59,6 % eingeschrieben. Arbeitslosengeld gibt es, wie es heißt, nur ein halbes Jahr lang, dazu eine nur minimale Sozialhilfe. Man sieht viele Obdachlose in Tokio, obwohl der Arbeitslosenanteil offiziell bei 5% liegt, doch wie exakt ist diese Zahl? Weltweite Probleme.
- *Ja und Nein*: Auffällig ist das wiederholte *hai, hai*, auch im Fernsehen, als würde das einfache Ja nicht genügen, ein Nein (*ie*) ist entschieden seltener. Führt die Schwierigkeit mit dem Nein-sagen etwa zur Schwächung des Ja? Formvollendete Gastlichkeit, aber woher stammt die vorsichtige Schutzhaltung? Will man sich Verletzungen ersparen? Lévi-Strauss vermutet, daß das *hai*, anders als das französische *oui*, weniger eine sachlich Zustimmung zum Ausdruck bringt als eine Hinwendung zum Gesprächspartner [*Die andere Seite des Mondes*, S. 144f.]. Doch dies sind nur Vermutungen, die durch mein Interesse an dem elementaren und Nein des Lebens zusätzlich geweckt werden. Was würde Nietzsche dazu sagen?

2. CHINA/TAIWAN

2.1. HONGKONG: Tagung zur Interkulturalität und Lebenswelt

April 1996

Ankunft mittags, die Landebahn des Flughafens ist weit ins Meer vorgeschoben, wir landen inmitten eines Gebirges von Wolkenkratzern. Die Fahrt geht durch einen langen Tunnel, der den Berg durchquert und ins Hinterland, in die „New Territories“ führt. Die Chinese University liegt auf einem Hügel, gegründet 1963 und hervorgegangen aus einem protestantischen Seminar nebst einigen Colleges. Wir wohnen im 6. Stock des Gästehauses mit weitem Blick auf eine schmale Meeresbucht, die mit Schiffen übersät ist. Im Hintergrund Waldberge, wie aus einem chinesischen Landschaftsbild.

10.4. — Eröffnung am runden Tisch. Mein Vortrag trägt den Husserlschen Titel „Homeworld and Alienworld“, „Heimwelt und Fremdwelt“. Die Teilnehmer aus Festland-China zeigen sich sehr selbstbewußt, bisweilen ein Aufflackern von Widerstand gegen eine Eurozentrik, mit der Chinesen einseitig zugemutet wird, sich nach Europa hin zu orientieren. Es kommt also darauf an, daß sich chinesisches Denken anziehend präsentiert und daß Chinesen ihre eigenen Traditionen neu bedenken.

Der Organisator am Platz ist Prof. Cheung, der bei Friedrich von Herrmann in Freiburg studierte, eine listig-dynamische Person voller Energie. Zu Hause an den Wänden hängen Schwarz-Weiß-Photos; im Schrank bewahrt er selbstgefertigte Siegelstöcke mit Namen von Kollegen, die teils aus Mainland China stammen, teils aus Taiwan.

Hongkong ist eine Stadt von Händlern. Überhaupt fällt in China das Bäuerliche und Kaufmännische stärker ins Gewicht gegenüber der japanischen Samurai-Kultur, die in gesellschaftlichen Zeremonien und Regeln nachwirkt, zumal bei den Gebildeten.

11.4. — Erster Morgenausflug auf die Halbinsel Kowloon. In schmalen Gassen zusammengedrängt ein Markt, rote Laternen, in Körbe gepferchte Hühner, Wurzeln, Fisch, wimmelnde Geschäftigkeit. Ein Tempel mit Weihrauchaltären, einer Katze, die durch den Raum streicht, einem Priester an einem Beratungstisch – eine Gebetshöhle.

Im Bezirk Whampoa eine ungeheure Vielfalt auf engstem Raum. Vor aufragenden Felsen Autostraßenschluchten, ein Baseball-Platz, eine englische Kirche, Wolkenkratzer, ein chinesischer Garten mit Tempellöwen am Eingang. Alles paßt hier zusammen, weil nichts auf anderes Rücksicht nehmen muß, eine wuchernde Stadt, wie ich es so nirgends gefunden habe. Ein Stück Pop Town: „Wonderful World of Whampoa“; ein Platz mit Literatursäulen, Goethe, Victor

Hugo und Scott in der Originalsprache. Ein nachgebauter Ozeandampfer, der mitten zwischen Hauswänden vor Anker liegt; drinnen Geschäfte und Büros. Selbstverspottung einer Stadt, in der alles möglich scheint?

13.4. — Wir machen einen Busausflug nach Hongkong Island. Man überquert die Inselhügel, die mit einem Mal unbewohnt sind, und stößt auf die Strände einer ‚Riviera‘, der Repulse Bay. Ein daoistischer Tempel im Disneyland-Stil, ein Synkretismus besonderer Art. ‚Wächter‘ sorgen für Geld und Gesundheit, Kommerz-Götter. Der Sand am Strand wird herangefahren, Baden ist wegen Wasserverschmutzung nicht möglich. Von dem an die 500 m. hohen Peak fällt der Blick auf ein chinesisches Manhattan mit modernsten Hochbauten, die ihren Höhenwettbewerb austragen, dahinter die Bucht und die Insel Kowloon. Ringsum aufsteigende Hügel. Allein drei Millionen Einwohner sollen in Sozialwohnungen untergebracht sein. Man wartet mit bemerkenswerter Gelassenheit auf 1997, auf die Wiedervereinigung mit China.

Eine kecke, noch sehr junge Studentin fragt uns Professoren aus. Sie erzählt voller Freude von halbweisen ‚Clarissen‘-Erfahrungen und fragt, ob das Leben bejahenswert sei oder nicht. Sie will Philosophieprofessorin werden. Eine bemerkenswerte Entschlossenheit und etwa Unbefangenes, wie bei jemandem, die noch an der Schwelle des Lebens steht. Ihre Eltern wanderten mit ihr aus Mittelchina ein.

14.4. — Sonntags der Heimflug. Die Himalaja-Gipfel ragen aus den Wolken hervor wie Meeresfelsen. Dann die sibirischen Hügelflächen, Schneeberge, Flußtäler, Windstöße, die das Flugzeug schütteln. In der Zeitung kommt der Bericht von einem Brand im Düsseldorfer Flughafen. Wen es trifft. Man rettet sich in die Statistik, die alles regelt, als sei es am Ende nur eine Ziffer hinter dem Komma, die gestrichen wird.

2.2. PEKING: Tagung Phänomenologie und Chinesische Kultur

Oktober 2001

Vom 13.-17. Oktober Tagung an der Beijing-Universität, auf einem großen Campus aus den Zwanziger Jahren. Schwärme von Fahrrädern. Inmitten des Campus ein See. Die Institute verteilen sich auf Häuser im traditionellen Stil. Eine große Pagode, ein Denkmal für Edgar Snow als einem Freund des chinesischen Volkes. Ringsum eine Mauer, chinesische Mauerlust. Überall begegnet man einer Art von Universitätssoldaten in grauer Uniform.

Eine sehr ansprechende Tagung, halb chinesisch (davon zwei Drittel aus der Chinese University of Hong Kong, die die Tagung mitorganisiert), halb westlich. Überladenes Programm, aber auf beachtlichem Niveau. Der Leiter ist Pro-

fessor Jin, der bei Klaus Hartmann in Tübingen promovierte. Studenten in großer Zahl, sie sind allgegenwärtig wie gute Hilfsgeister.

Politischer Hintergrund: Dekan und Institutsleiter sind weiterhin Parteimitglieder, doch in Lehre und Forschung scheint man freie Hand zu haben. In den Schulen wird Marxismus-Leninismus nach Handbüchern gelehrt, doch auch Konfuzianismus. Im Volk ist vieles in Sprichwörtern gegenwärtig, eine halb mündliche Tradition. Erinnerungen an den Juni 1989 dauern fort. Man hat Schwierigkeiten bei oppositionellen Äußerungen. Fassaden-Kommunismus wie am Ende in Ungarn?

- Vielfalt der chinesischen Küche. Man ißt gemeinsam rund um eine Art Drehscheibe: Gemüse, Fleisch, Reis in bunter Folge. Acht Küchenprinzipien werden genannt, paarweise: Kälte vs. Wärme (grüner Tee wird kalt serviert, roter Tee warm, so verteilt auf Sommer und Winter); Leere vs. Fülle; männlich vs. weiblich; oberflächlich vs. innerlich. Es gibt vier chinesische Küchen, darunter eine aus Kanton, Sichuan (sehr scharf), Beijing. Küchen sind wie Kunstrichtungen. Ein chinesischer Gruß lautet: „Hast du gut gegessen?“

Ich sitze auf einer Bank am See. Ein älteres Ehepaar tritt hinzu, betrachtet meine Papiere, bemerkt dazu: ‘Laotse’ (= Meister, Lehrer). Offensichtlich eine große Achtung vor der Schriftkultur.

Den letzten Nachmittag verbringen wir im Innern der Stadt. Die Verbotene Stadt ist ein riesiger, der Größe des Reiches entsprechender Kaiserpalast, zumeist aus dem 15. Jh., Tor für Tor, Hof für Hof gelangt man zum Kernbereich, dem eigentlich ‘verbotenen Teil’: Gärten, Bäume wie von Van Gogh gemalt, intime Gemächer, Steingrotten. Draußen auf dem Hügel ein Belvedere, zu Füßen ein Baum, an dem sich der letzte Ming-Kaiser aufhängte, verfolgt von den Eroberern.

Zurück geht es entlang künstlichen Seen, deren Ufer weithin den Machthabern vorbehalten sind. Auch hier riesige, lange Mauern. Unser einfaches Hotel liegt in einem populären Viertel. Friseure haben bis abends um 10 geöffnet, einstöckige Häuser. Noch um Mitternacht werden im einem Hinterhof Steine verladen mit großem Getöse. Geschäftigkeit rund um die Uhr.

Dem Land winkt eine große Zukunft, falls sich die ideologischen Fesseln lockern. Fraglich ist nur, ob die traditionelle Lebensart weiter trägt oder ob sie zum folkloristischen Zierrat herabsinkt.

Die Konferenz behandelt das Verhältnis von Phänomenologie und chinesischer Kultur und hat zum Anlaß das 100-jährige Jubiläum von Husserls *Logischen Untersuchungen*. Die Konferenzthemen kreisen vielfach um die Sprache: sehendes Lesen, Zeichen-Puzzle, z. B. dasselbe Zeichen (s. o. S. 405) für ‘Mund’ oder ‘Ausgang’, Wortverzweigungen nach der Art von Rhizomen. Das *Buch der Wandlungen* wird strukturalistisch interpretiert als eine Kombinatorik von Zeilen, karge Übungen, verglichen mit der üppigen Fülle der Bildzeichen. Das

‘Selbst’ tritt ähnlich wie im Japanischen in vielfältiger, kontextueller Form auf. In der konfuzianischen Ethik steht Niedriges gegen Hohes, Weiches gegen Hartes; sie ist weniger auf ein Umstürzen von Hierarchien bedacht, bodennäher. Erinnerungen werden wach an Brechts Spiel mit diesen Motiven. Man ist näher bei den Elementen, das heißt auch bei der Natur, doch diese ist weniger teleologisch verfaßt als bei den Griechen.

2.3. HONGKONG: *Tang Chun-I-Gastprofessur an der Chinese University of Hong Kong, GUANGZHOU*

März 2004

1.3. — Anflug von München über Zürich. Empfang durch Prof. Tze-wan Kwan. Von der südwestlichen Flughafeninsel erreichen wir das Festland über hochelegante Stahlbrücken, eine davon soll mit ihrem gleichzeitigen Straßen- und Schienenverkehr die längste der Welt sein. Durch Tunnel und die Hügel hinauf geht es zum Campus der Universität. Vier Colleges sind über ein großes Gelände verstreut, verbunden durch Auto- und Busstraßen, Steintreppen führen quer durchs Gelände. Mein Flat ist Teil des Shaw College, eine verschachtelte und gestufte Wohnanlage, tunesisch anmutend. Von meinem Wohnzimmer geht der Blick auf die Meeresbucht, unten am Ufer die ununterbrochen verkehrenden Züge von und zur Stadt. Komplizierte Rezeption, Photos und Dokumente nehmen kein Ende, aber alles geht in Windeseile: Pin-nummern, Computeranschluß, Staff-Club, Staff-Ausweis, Bibliothek. Lust an Zahlenspielen ist wohl auch dabei.

Abendessen im Club-Restaurant mit Tze-wan Kwan, dem Chairman, und Chan-fai Cheung, der die General Education verwaltet. Hongkonger Schulkameraden, der erste in Bochum, der zweite in Freiburg promoviert, hinzukommt als dritter der jüngere Kwok-Ying Lau, promoviert bei Desanti in Paris: die „drei Könige“ von Hongkong, seltene Eintracht, viel Temperament und Witz.

Die Studierenden wohnen in vielen Studentenhäusern, meist kleinwüchsig, beweglich, auffällig viele Brillen, alle sehr beschäftigt. Die Rede von einer ameisenhaften Emsigkeit verliert das Klischeehafte: schnelle Wege, einzeln oder paarweise zurückgelegt, wie an verborgenen Fäden hängend. Vielleicht pflegen Ameisenstaaten seit eh und je eine Art elektronischer Gemeinsamkeit; die Befehle stecken in den Kontakten, weniger in Gebotstafeln. Dazu eine ungezwungene Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft.

Schlafwellen. An einem schlaflosen Morgen eine Religionsphilosophie skizziert; Religiöses als Fremdes, aber nicht umgekehrt; unsicher, wieviel davon morgen standhalten wird.

Blick in die Bibliothek des New Asia College. Die Philosophie ist überraschend vielfältig vertreten, darunter auch Ladenhüter wie Wetters Buch über

den sowjetischen Materialismus. Felsenwege führen hindurch zwischen Bambushängen und Steinfelsen, leuchtend rote Blüten. Ankunft bei 26°, inzwischen um 10° gesunken, zwischen Frösteln und Mittagshitze.

Im TV erscheint China als Land der Zukunft. Es wird einige Propaganda im Spiel sein, doch dies ändert nichts an dem Aufbruchsgest, der deutlich von der leicht morosen Stimmung im Westen absticht.

5.3. — Freitag, 16-20°. Meine erste Vorlesung, an die drei Stunden, ca. 30 Hörer, darunter drei Professoren. Es gibt offenbar nur 18 graduierte Studenten, 5 Doktoranden, aber etwa 15 Professoren für Philosophie. Mein Thema lautet: „The Question of the Other“, ich suche meine Hörer warm zu reden, zu zeigen, worum es beim Fremden geht, vieles improvisiert.

6.3. — Antrittsbesuch in der Stadt, mit dem KCR-Zug bis Hung Hom. Der Empfang ist hier wenig gastlich: alles *very busy and noisy*, überall Baustellen, Lärmerschuldigungen, Umleitungen, als wäre die Stadt im Wiederaufbau begriffen. Sie wirkt wie ein Riesenkörper mit vielen Gliedmaßen, aber ohne Gesicht. Kein Zentrum, auch keine Ruheorte; wenn es sie gibt, so sind sie sehr versteckt. Kein einziger Tempel. Ein Rest von Hafenfestung und Marine-Club ist wie unter Quarantäne aus der Stadtbetriebsamkeit ausgegrenzt. Anders das Viertel Tsim Sha Tsui: modernste Architektur, kühn geschwungenen Klinkerwände. Kulturzentrum mit Theater und Konzertsaal, daneben das Kunstmuseum, ein stehen gebliebener Hafenturm, längs der Meeresbucht über Treppen zu erreichende Promenadenstege, moderne Skulpturen – und dann wieder die Geschäftsstraßen.

Eine Stadt, die aus Geschäften besteht, unüberschaubare Gänge, Emporen, Stockwerke – und Käufer. Nutzen bis zur Neige. In der U-Bahn werden die Pausen zwischen den Stationsanzeigen mit Reklame ausgekostet bis zur letzten Sekunde. Wohntürme mit nach außen wachsenden Klimaanlagenkästen. Man scheint sich keine Ruhe zu gönnen. Hongkong hat inzwischen über 8 Millionen Einwohner und gilt als der dichtestbesiedelte Ort der Welt. .

Gleichzeitig gibt es im Kunstmuseum grandios eingerichtete Sammlungen, darunter eine gewaltige Schenkung: Kalligraphien aus 14 Jahrhunderten; das Schreiben variiert stilistisch wie sonst das Malen, ein Schreib-Malen nach wiederkehrenden Vorbildern. – Kunsthandwerk um fünf Elemente versammelt: Wasser, Feuer, Erde (wichtig: *the chi of the earth*), Holz, Metall. All dies hat etwas von der Chinesischen Enzyklopädie bei Borges: Lebendiges eingemischt (organisches Holz), Mischstoffe (Metall). Dann die großen Abteilungen: Bronze (älteste Funde), Keramik (Han-Dynastie) – Schnitzereien aus Holz und Bambus – Lackarbeiten – Porzellan (Ming- und Qing-Dynastie), aufeinanderfolgend wie große Wellen. Tiermuster: eine Grille mit großen Augen, Vögel, Drachen. Frühe Spiegel mit Abwehrfunktion. Landschaftsmalerei ab dem 14. Jh. Im 20. Jh. Einbruch der „Drei Meister“: Gao Jianfu und Qifeng (Brüder), Chen Shuren, geboren in den 80er Jahren des 19. Jh.'s, Lingnan School genannt.

Schließlich Guosong Liu aus Taiwan, geb. 1932, er lehrte auch an der Chinese University. Erdlandschaften in Mondlandschaften verwandelt, die Farben verdüstert, blitzdurchzuckte und zerfurchte Kraterbilder, immer der Mond dabei, das Wechselspiel begleitend. Sätze tauchen auf wie: „Imitating the New is No Substitute for the Old, Copying the West is No Substitute for Copying the Chinese“ – „To be different before being good“; im Gegensatz dazu: „To be good before being different“. Neues aus dem Experiment entstehen lassen. Der Mensch in Harmonie mit der Natur. Dazu gehören semi-automatische Techniken wie *water rubbing* und *ink staining* und Bildthemen wie *Magma*. Guosong Liu, der die chinesische Landschaftsmalerei verfremdet, bekundet eine eindrucksvolle Fähigkeit, sich dem Fremden auszusetzen, ohne sich ihm auszuliefern. Es gibt zahllose Ausstellungen von ihm in aller Welt. Im konventionellen Sortiment der Kunstmärkte erscheint die ostasiatische Kunst als eine besondere Gattung.

Mit der Fähre für 1,7 HK \$ (= 34 Pf., für Senioren frei) setzt man über auf die Hongkong-Insel: jäh emporragende Hochhäuser, das Menschengewimmel setzt sich fort. In dreiviertel Stunden gelange ich quer durch die Stadt zur Station „University“. Plötzlich breitet sich ländliche Ruhe aus. In den Kollegs kommt es zu Samstagabendeinladungen: ausgestellte Tische, Kolleg-Kleidung, eine klösterliche Zusammengehörigkeit, wie es in unseren Stadt- und Reiseuniversitäten nie entstehen kann, dafür sind diese mehr in der Welt.

Gesichter: Ältere gegerbte, runzelige Haut, wie von Jahrtausenden geknetet, dazu die ruhige Selbstverständlichkeit, die keine hektische Ortssuche zu kennen scheint. Und eine ganz und gar unauffällige Freundlichkeit, wie wenn man Fremde zu Tisch lädt. In dreißig Jahren wird das neue China seinen einzigen Platz in der Welt einnehmen. Vorerst ist dieses China kapitalistischer als unser altes und neues Europa, vieles wird sich wiederholen.

7.3. — Sonntagsausflug mit Kwan und seiner Frau in das östliche Wald- und Seengebiet. Schmale, betonierte Pfade laufen über buschbestandene Hügel. Sandstrände an der offenen Meeresbucht, weidende Kühe, kleinere Bauernhäuser und eine verschlossene Missionskirche namens „Himmelspforte“. Dies ist das Wander-Hinterland der Stadt.

– *Religion*: Man sagt, Religiöses habe in Hongkong keine besondere Bedeutung. Ca. 20 % der Bevölkerung gelten als christlich, ein anderer Teil ist buddhistisch, zumeist in lockerer Anbindung an einen bestimmten Tempel. Die Heirat vollzieht sich standesamtlich oder religiös, ganz nach Wahl. Die Totenbestattung geschieht staatlich, zumeist in Krematorien, aus Raumangel, wie es heißt. Zum Vergleich: Kwans vier Geschwister sind christlich, eine Großmutter ist buddhistisch, aber alles ist frei von Religionsnötigung. Ähnlich wie in Japan ist Religion mehr eine Frage des Lebensstils als eine Wahrheitsfrage. Konfuzianische Texte lernt man im Schulunterricht kennen, aber beiläufig.

- *Soziales*: Die Studiengebühren betragen ca. 20.000 HKD im Jahr. Der Kinderschwund ist ähnlich wie in Deutschland. Man spricht hier Kantonesisch, schreibt aber in der Regel Hochchinesisch. Das Kantonesische hat zusätzliche Wörter, neun ‘Tonarten’ im Sprechen, die Schreibweise ist im übrigen gleich.
- *Frauenanteil*: Das philosophische Institut ist nahezu frauenfrei. Warum? Antworten, die ich bekomme, konstatieren nur, daß es so ist. Die entsprechende Beunruhigung scheint etwas sehr Europäisches, wie lange noch?

8.3. — Montag nachmittag mein öffentlicher Vortrag im Verwaltungsgebäude, in einem runden Vortragssaal, ca. 50 Anwesende, darunter mindestens ein Drittel Professoren, auch von Nachbaruniversitäten. Begrüßung durch den Pro-Vizekanzler (der eigentliche Kanzler ist der Vizekanzler, der offizielle Kanzler ist eine städtische Galionsfigur), Einführung durch Prof. Kwan. Mein Thema: *Violence as Violation*. In der anschließenden Diskussion ein vorsichtiges Abtasten: Ist Gewalt neutral, kann sie auch gut sein? Wie beurteilt man sie? Wo bleibt die menschliche Natur? Wie definiert man Gewalt? Ich versuche den Kern der Sache zu verdeutlichen: Gewalt als Verletzung, andere Gesichtspunkte sind nicht ausgeschlossen. Wichtig ist, daß der Status des Opfers über die Juridisierung hinausgeht. Das Erleiden von Gewalt betrifft etwas, was sich diesseits von Gut und Böse ereignet. – Abendessen am runden Tisch im Restaurant des Kulturzentrums. Der Dekan ist ein Musiker, der Musik lehrt und selbst komponiert, chinesische mit westlicher Musik verbindend, Ph. D. von Northwestern. Musikstudenten lernen ein chinesisches und ein europäisches Instrument. Sprachkenntnisse umfassen Deutsch und Latein. Es wird auch chinesische Philosophie gelehrt. Mit am Tisch sitzen der Leiter des Goethe-Instituts, der in München bei Wolfgang Stegmüller studierte, und eine Frau vom österreichischen Generalkonsulat. Großer Unternehmungsgeist. Die Gastprofessur wird gesponsert von einem Reichen aus der Stadt, einem Wirtschaftsmann mit Vorliebe für Shakespeare, der Kaufmannsgeist mit Sinn für Kultur verbindet.

10.3. — Besuch im Campus-Museum. Kostbare Utensilien, die mit dem Schreiben und Malen zu tun haben, wirken wie rituelle Zugaben: *inkstabs* vom 3. bis 12. Jh., *inkstones*, Pinselhalter, *hamp papers* aus dem 17. Jh., Zithern, dazu eine *resonance box* aus dem 4. Jh. vor unserer Zeitrechnung. Im Hintergrund konfuzianische Rituale – sakral oder profan? Es ist schwierig zu unterscheiden, eher haben wir es mit Unalltäglichem im Alltäglichen zu tun.

11.3. — Mit dem Vorortzug nach *Fanling*, dort ein daoistischer Tempel an den Hang gebaut. Alltagsreligiosität: Weihrauchstäbchen, Früchteschalen, Verbrennung von Opfersäcken in Feueröfen. Tempelräume mit Totennischen, daran Photokarten, auch winzige Kästchen, durchnummeriert, mit erleuchteten Buddha-Figuren. Den Hang hinauf befinden sich ältere Gräber, angelegt wie Grabkammern, mit Steingaben auf den Mäuerchen wie bei den Juden. Die Besucher

treten meist als Familie auf, vollziehen ihre Rituale mit leicht abwesendem Gesichtsausdruck. Rauchschwaden, ein Überhang an Todesgedenken. Ringsum die blühende Natur, Bäume mit großen roten Blüten, buntgefiederte Vögel, dazu Holzhaussiedlungen, Wohnberge bis zu 40 Stockwerken anwachsend. – Anschließend Weiterfahrt bis *Lo Wu*, dem Grenzübergang nach Main China. In Sichtnähe jenseits der Grenze ein Stadt aus Wolkenkratzern. Woher stammt diese Sucht, in die Höhe zu bauen, obwohl doch hier draußen am Landesrand viel Boden zur Verfügung steht?

12.3. — Nachmittags meine zweite Vorlesung zur Responsivität, Präsentation des *Antwortregisters*, mit Melvilles *Bartleby* als Türöffner. Abends Festessen in *Sai Kung* (= West-Abgabe), am Rand der Halbinsel in Hafennähe. Man sucht sich Meeresfrüchte aus: Hummer, weißer Tintenfisch, Jakobsmuscheln aus dem Fischbassin, abgewogen werden sie mit einer alten chinesischen Handwaage. Abendessen mit den drei Freunden und Ping-keung Lui mit seinem Sohn; er selbst ist zur Zeit Präsident der hiesigen Phänomenologischen Gesellschaft, sein Sohn Psychiater. Ein sehr sympathischer rundgesichtiger Kollege, der mit Mathematik und empirischer Soziologie begonnen hat und nun theoretische Soziologie betreibt im Gefolge von Max Weber, Alfred Schütz und Pierre Bourdieu. Sein Geld hat er zusammen mit seiner Frau erworben durch Gewinnung von Zigarettenpapier aus *weed*, das den Holzgeruch bewahrt. Seine Firma hat das Monopol in Spanien und produziert auch in Mainland China. Dieser Thales (oder Soros) aus Hongkong lehrt auch an der dortigen polytechnischen Universität. Das Fach Soziologie sieht er im Niedergang. Sein Urteil über Hongkong: Keine erste Qualität in der Wissenschaft, aber sehr gute Ausbildung und entwicklungs-fähig.

13.3. — Samstag, Fahrt in die Stadt bei leichtem Nieselregen. Hongkong ist eine vertikale Stadt, alles strebt nach oben, die Stadt zieht sich die Felshänge hinauf, Hochhäuser sind bisweilen auf einem Felsen errichtet, aber mit abfallendem Untergrund. Mitten darin die Hongkong-Universität, 1887 Hong Kong College of Medicine, 1912 Universität mit zunächst 72 Studenten, das Universitätsgebäude steigt ebenfalls den Hang hinauf. Eine öffentliche Rolltreppe (Mid-Levels Elevator) reicht vom Central Market bis zu den Mid-Levels mit ihren Wolkenkratzern und Wohnstädten. Sie ist 800 Meter lang, ihre Fahrtdauer beträgt ca. 20 Minuten; Treppenstationen führen seitwärts in die Gassen und zu den Terrassen. Die Rolltreppe verkehrt morgens abwärts, ab Mittag aufwärts und befördert täglich 210.000 Passagiere, Kosten: 205 Millionen HK \$. Sonst gibt es Autostraßen, die karussellartig übereinander laufen, sowie ungezählte Personenübergänge und -unterführungen. Von Queens Road zur Fähre kann man an die 10 Minuten lang fortgesetzt Hallen, Verkaufsabteilungen, Gänge und Übergänge durchqueren. Der Botanische und der Zoologische Garten liegen ebenfalls am Berghang. Ein

Leben aufwärts, etwas Seltenes, verglichen etwa mit der Flächenstadt Kyoto. Dies gibt dem Fluidum der Stadt etwas Schwebendes.

Mein Weg führt mich in den westlichen Teil von Hong Kong Island: *Sheung Wan*, mit Hafen und ältestem Stadtkern. Von der Universität gelange ich dorthin mit der KCR Linie und drei weiteren Linien; das Subway-Netz ist ähnlich wie in New York zusammengeknüpft aus verschiedenen Privatlinien. Mehr Wirtschaftsbürgerstadt als Staatsbürgerstadt! Der Westmarkt vom Ende des 19. Jh.'s ist ganz und gar Edwardisch, gediegene Bauten aus Stahl und Holz, jetzt von Spezialverkäufern genutzt, viel Tuchware, die Straßen benannt nach alten Gouverneuren, die meisten irisch: Kennedy, Des Voeux, Bonham, dazu die Queen's Road. Es verkehren zweistöckige grüne Straßenbahnen und Busse, ein unheimlich dichtes Stadtleben wie in Manhattan, nur mit mehr Intimität durchsetzt. In den Seitenstraßen gibt es Handwerker, eine Schmiede, viele Wäschereien, enge Kleiderhöhlen, Trödeläden mit Mao-Bibeln und rotchinesischem Nippes neben herkömmlichem Porzellan und Kopien von Han-Skulpturen.

- In einem stillen Park in einer Hangnische entdecke ich das *Museum of Medical Sciences*, ehemals psychologisches Institut. Man sieht medizinische Werkzeuge, z. B. Kräuter-Stößel, eine Kräutersammlung und Dokumente aus der Medizingeschichte, der chinesischen wie der westlichen. Der Beginn der chinesischen Medizin wird auf etwa 2200 v. Chr. angesetzt. Es fehlt nicht an Besonderheiten, darunter sogenannte *tonics*, Kräuter, die das Gleichgewicht von Körperkräften und Körpersäften erhalten; frühe Modelle der Akupunktur; Berücksichtigung der Gesamtbefindlichkeit des Organismus, verbunden mit einer entsprechenden Nähr- und Lebensweise. Diese ethisch eingebettete Medizin ist fern jeder bloßen Reparaturwerkstatt. Es gibt auch Grenzen: die Autopsie, die im Westen seit dem 16. Jh. gang und gäbe ist, wurde aufgrund konfuzianischer Leib-Tabus unterbunden. Es entwickelte sich keine Anästhesie, obwohl längst 'narkotische Weine' bekannt waren. Zu den Höhepunkten der Hongkong-Medizin zählt die gemeinsam mit den Engländern ab 1900 entwickelte Bekämpfung von Pest und Tuberkulose. In der Röntgen-Abteilung begegnet man Röntgen, der am 8. November 1895 die sogenannten Röntgen-Strahlen entdeckt hat. Die Tradition der engen Einschnürung der Füße bei jungen Mädchen hellt sich auf mit dem Fund von *atrophic osteoporosis*, verformten Knochen. Ein faszinierendes Stück interkultureller Wissenschaftsgeschichte.

Architektonischer Spaziergang: An der Holiwood Road der *Man Mo Temple* als einer der ältesten Tempel: aufgereihete Betschemel, Weihrauchkübel, Früchte; Besucher, die ihr Gebetswerk verrichten, die Hände gefaltet, knietiefe Verbeugungen von Altar zu Altar. Jeder vollführt seinen Gottesdienst, auch Kinder, die im Mitmachen eine religiöse Zeichensprache erlernen. – An der nahen *Jamaika-Moschee* ein Moschee-Garten, wo Jungen aus Pakistan und Bangladesch ihre Gebete förmlich herausschreien. – Die katholische *Kathedrale Maria Imma-*

culata aus knochenbleichem Stein, ein Caritas-Haus umgeben von Hochhäusern. – Die *St. John's Cathedral* ist die älteste anglikanische Kirche in Ostasien: offene Türen, gediegenes Gestühl, Fenster aus der Werkstatt von William Morris, britische Flagge, in den Holztüren Reste eines englischen Kriegsschiffes. – Vom Kirchengelände aus geht der Blick auf den interessantesten Hochbau der Stadt: *Bank of China* von L. M. Pei, dem Architekten, der auch den Glaswürfel für den Louvre-Hof entworfen hat. Ein raffiniertes Spiel mit Glasspiegeln und Dreiecksflächen, ausbalancierte Gewichte, die der Struktur des Bambus folgen. Nicht weit davon die alte Bank of China, bescheiden nach unten gerückt, einstmals eines der höchsten Gebäude der Stadt mit Clubräumen und Galerien. Daneben die alte Hong Kong und Shanghai Bank, von Norman Foster verwandelt in einen gewaltigen Ozeanriesen. 'The Bank' finanzierte einen Großteil des japanischen Handels, baute Eisenbahnen in China. Dies sind Gründerbanken, die sich nun als Geldkathedralen präsentieren.

Zurück zur Fähre, dort der einzige Zeitungsstand, den ich in dieser Millionen-Stadt entdecken konnte, wo es neben der *South China's Morgen Post* westliche Zeitungen wie die SZ gibt. Nach anfänglicher Enttäuschung beginnt die Stadt für mich zu pulsieren. Ihr Herz schlägt auf der Gründungsinsel, wo Kommerz und Kunst eingebettet sind in populäres Stadtleben. Tsim Sha Tsui, wo ich die Stadt betrat, hat mehr von einer Ausstellungsstadt.

17.3. — Mittagessen mit dem Sponsor von den Gateway Managements Services. Ein tüchtiger und gebildeter Ökonom, der nun seinen Wohnsitz in San Francisco hat und mit Containern handelt, vorwiegend in Verbindung mit der Hamburger Schiffsindustrie. Die Herstellung findet wie in vielen Fällen in Mainland China statt, das angeblich 50% für den Welthandel liefert. Nebenbei, 80% des Kinderspielzeugs kommen aus der nahen Provinz Guangdong.

Abends Überraschungsgeburtstagsfeier mit den Dreien, mit Frau Kwan, dem Soziologen und Herrn Becker von der bayrischen Universität in einem feinen Restaurant in Kowloon. Man ißt zum Beispiel Taubenfleisch, zum Abschluß pfirsichförmige Teigwaren: Pfirsich verheißt langes Leben. Von Ch. aus München ein Anruf und ein wunderbarer Goethe-Vers.

18.3. — Hong Kong Island, Wang Chai, Besuch im Goethe-Institut. Der Leiter ist sehr im Angelsächsischen zu Hause, war vorher Leiter in Boston und Sidney. Er residiert im 14. Stock des Hong Kong Art Centre mit weitem Blick auf die Bucht. Dieses Gebiet gehörte einst der englischen Regierung und dem Militär, es folgte die Übergabe der Insel an China; inzwischen kampiert eine chinesische Truppe vom Mainland nahe dem Hafen. – Photoausstellung mit Bildern von Obdachlosen von Nathan Road im Kulturzentrum, Käfigwohnungen werden ironisch als ‚beste Adresse‘ vorgestellt. Stets beengter Raum, der bis in alle Winkel genutzt wird. Ein Großteil von Wang Chai ist angeschüttetes Land. – Um die Johnston Road herum eine Fülle von Läden, Werkstätten, heruntergekommene Wohn-

blocks neben neuen eleganten Wohntürmen. In der Queen's Road die alte Post, vor dem Abriß gerettet, chinesische Anklänge im Frontgiebel. Der englische Baustil aus dem 19. Jh., weit entfernt von wilhelminischem Pomp, fügt sich diskret ein in das Stadtbild.

Der Hongkong-Park entstand erst nach dem Fortzug der Garnison. Im Flag House findet sich ein Teaware Museum mit der Geschichte des Teetrinkens. Ein tee-politischer Einschnitt: Kaiser Hongwu (1368-98) verfügt den Übergang von *powder* zu *leaves*. Genaue zeremonielle Regeln, vorgeschriebene Utensilien: Wasserschale, Wasserkanne, Teekanne, kleine Tassen. Die Einzelschritte der Zeremonie sind vorgeschrieben wie die Abfolge der Striche in der Schrift. Im Garten: Wasserfall, Teich, Gewächshaus, Orte zu Taiji-Übungen, Hochzeitspark, nebenan das Standesamt. – Nochmals in das Bankviertel. In der Bank of China mit dem Diritissimo hinauf in den 43. Stock; von einer Terrasse Blick auf die Garteninseln im Süden und die Waldhänge. Norman Fosters Bank of Hong Kong and China: Ein gewaltiges Atrium mit einer gewölbten Glasdecke in niedriger Höhe, die den Blick frei gibt in die oberen Partien – so entsteht eine Art Kathedraleneffekt. Die elegante Handhabung von Stahl, Beton und Glas führt zu einer eigenartigen Immaterialisierung, einem gläsernen Raum.

Ein winziges Relikt ist der Chatter Garden, Bankers residieren hier wie Stadtkönige, als werde das Land auf den Chefetagen der Banken regiert, dazu kommt jetzt das Parlamentsgebäude. Alles *very busy*. Wie der Leiter des Goethe-Instituts berichtet, gibt es Angestellte, die nach Feierabend einem zweiten Job nachgehen und am Wochenende oft noch einem dritten. In den Straßenbahnen, die auf der großen Ost-West-Achse der Insel verkehren, wirft man 2 Dollar (ca. 0,20 Euro) in die Geldbox, eben so billig ist die Fähre. Dies sind soziale Brocken, die von den Geldtischen abfallen. Kapitalismus à la China, gemischte Strukturen.

22.3. — Vortrag im Institut, etwa 20 Teilnehmer, darunter eine einzige Frau, Mitglieder des Kollegiums und einige Studenten, mein Thema: „The Power of Events“. In der Debatte Fragen nach persönlicher Verantwortung, nach persönlichen und öffentlichen Ereignissen, nach Kriterien für mögliche Schlüsselereignisse.

– *Computersystem*: Ein solches wurde von der Fakultät entwickelt unter Leitung von Prof. Kwan. Es gibt Schwierigkeiten, die Vielzahl und Vielfalt chinesischer Zeichen (unentbehrlich sind ca. 13.5000) *erstens* vereinfacht zu codieren (am einfachsten sind Zahlen, jedes Zeichen hat 2 Hexadecimalzahlen), *zweitens* diese große Zeichenmenge für Benutzer mnemonisch handhabbar zu machen. Die entscheidende Leistung liegt in der Vereinfachung der Schriftzeichen auf der Tastatur. Es gibt Zeichen mit 17 Strichen (Diagramm 8a: 'Flöte') Einfach ist es bei Zeichen mit wenigen Stricheinheiten (Diagramme 8b und c: 'Sonne', 'Mond'), Ökonomie der Bedeutungen: ‚Sonne und Mond‘ bedeutet als Zusammensetzung ‚klar‘. Außerdem gibt es ein Philosophie-System, gekoppelt



Diagramm 8a



Diagramm 8b



Diagramm 8c

mit dem Bibliotheksbestand aller Hongkonger Philosophen. In der CUHK ist am stärksten die deutsche Philosophie vertreten, daneben französische. Umgekehrt fällt in der Hong Kong University, der alten 'Kron-Universität', der größte Anteil auf die britische Philosophie.

- *Sanfte Steuerung des Alltagsverhaltens*: Aufschrift am Fahrstuhl in meinem Amtsgebäude, 4. Stock: *Please use the stairs more.*
- *Fernsehen*. – Spezialisierte Programmfolge. Sender für *Klassisches* und *Traditionelles*. Ein Ansagerpaar, Er Chinese, Sie Amerikanerin, charmant, dialogisch; neulich wechselte die Partnerin, doch alles funktioniert weiter wie bei einer Schwarzwälder Uhr. Gekonnte Stereotypen. Vielfach traditionelle Ballettszenen und Chöre, mit westlichen Augen gesehen ein unglaublicher Kitsch: Blumenkleider bei den Frauen, Gesänge auf Frühling, Blüten, Liebe, harmonisierend, wie es stärker kaum geht, dazu Wisperstimmen. *The good people have good dreams*. – Auf einem anderen Programm zuckersüße, tief melancholische Stimmen, Augenaufschlag im Duo, wie bei einer Dauer-Pubertät. Die Kulissen sind meist der Natur entnommen, Kunststaffage. – Ein weiterer Sender mit *Business* rund um die Uhr; die Börsentafel wird erst gar nicht weggeräumt. Kommentare aus den USA. – Daneben Nachrichten, natürlich regelmäßig aus Hongkong, Beijing, Taiwan, zur Zeit auch Indonesien. – Was die Erotik angeht, so äußert sie sich in einer eher indirekten Form, nahezu ohne direkte Entkleidungssexualität. Vielleicht sind Tabus im Spiel, aber wohl auch ein erbter Sinn für das Umwegige, Angedeutete, Verhaltene. Demgegenüber wirkt vieles im Westen wie ein Dauerexhibitionismus, auch in den Talk-Sendungen. Doch China holt nach. Mich verwirren manche Gesichter, die sich auf solch westliche Weise *feilbieten*, daß mir Zweifel kommen, ob es sich um Chinesen handelt. Ein recht *schillernder* Globalismus.

26.3. — Fahrt nach GUANGZHOU. Der Stadtname lautete in der ‚Missionschreibweise‘ Kanton, er wurde im älteren China übernommen. Kwan und ich überqueren die Grenze in Lo Wu und passieren, zwei Grenzkontrollen, eine in Hongkong, eine andere in Mainland China. Viele rot gekleidete Frauen, die für etwas werben. Die Fahrt durch das Land führt durch Industriezonen und kleine Felder mit Bauernhütten. Guangzhou, die Hauptstadt von Südchina, hat ebenfalls 8 Millionen Einwohner. Sie liegt am Pearl River. Es gibt ein Viertel im europäischen Stil, daneben die Neustadt mit vielen Wolkenkratzern.

Gang durch den Yue-xiu-Park. Überall Bombax-Bäume (= Heldenbaum) mit hohem Stamm und zinnoberroten Blüten. Die ehemalige Festung und der Palast sind in ein Museum verwandelt. Man findet Tonarbeiten aus frühester Zeit, kräftig geformte Pferdekarren aus der Han-Dynastie, blaues Porzellan aus der Ming-Dynastie, dazu die Geschichte des modernen Kanton mit Handel, Straßenbeleuchtung, Geschäftshäusern. Der Seehafen liegt einige Kilometer abseits der Stadt und wurde inzwischen von Hongkong verdrängt, doch einst war er Ausgangsort für Seefahrten bis nach Afrika, wie manche annehmen, bis nach Amerika (ein Amerika im Osten!). Der Spitzname der Stadt lautet „Stadt der fünf Ziegen“. Im Stadt-Palais ist Kunstgewerbe ausgestellt. Skulpturen mit burlesken Alltagsszenen wirken wie provinzielle Kulturrisen in diesem Riesenreich.

Besuch der Zhongshan-Universität, benannt nach dem ersten Präsident der Republik, der sich für das Recht und die Selbständigkeit des Volkes einsetzte. Empfang im Philosophischen Institut durch Professor Ni (Promotion in Freiburg, Humboldt-Stipendiat in Wuppertal). Mein Vortrag über „Phenomenology between Pathos and Response“ ist eine Essenz meiner Hong Kong Lectures. In Guangzhou befindet sich das neben Beijing und Hongkong entscheidende Zentrum für Phänomenologie in China. Prof. Ni gibt deutschen Sprachunterricht anhand von Ingardens Verantwortungsschrift, er hat selbst Husserls *Logische Untersuchungen* übersetzt.

Zurück mit dem Nachtzug. Die Schaffnerinnen sind gekleidet wie aus einer Puccini-Oper: rote Kostüme mit Borten. Grenzgänger mit großen Paketen, der Grenzverkehr verläuft immer noch einseitig. Hongkong-Bürger reisen ohne Visum, umgekehrt gilt nicht das gleiche. Wir überqueren einen Grenzfluß, der einst von vielen Flüchtlingen durchschwommen wurde, Anklänge an die Grenzen der DDR.

27.3. — In HONGKONG meine letzte Vorlesung zum Thema „Here and Elsewhere“. Am Ende beteiligen sich einige Studenten an der Diskussion, ca. 20 haben durchgehalten.

31.3. — Letzter Tag in Hongkong. Gestern ein Gespräch mit drei Studenten, zwei intensive Stunden lang, vorbereitet durch Fragezettel. Heute überreichen sie mir eine Dankeskarte. Weiteres Gespräch mit zwei Kollegen, die chinesische Philosophie lehren und sich um einen eigenen Stand in ihre Tradition bemühen. Eine vorzügliche Sekretärin namens Pollyana sorgt für alles mit einer diskreten Liebeshwürdigkeit.

Gestern abend ein großes Gewitter, Luftfeuchtigkeit über 80%, die Hügel jenseits der Bucht teilweise im Nebel.

Am Montag abend ein Treffen mit zwei Deutschen und den ‚Dreien‘. G. Becker studierte bei den Jesuiten, seine Frau Siglind Bruhn ist Musikologin. J. Klünder, der ehemalige Deutschlehrer von Kwan, war Hamburger, er studierte Theaterwissenschaften in Wien und ist verheiratet mit einer Chinesin, ihre

Kinder wachsen dreisprachig auf. Kwan rühmt sich, daß er die Callas ein Jahr vor ihrem Tod hier in der Universität hat singen gehört. Er kann seine eigenen Vorfahren über verschiedenen Familienbücher bis ins 12. Jh. zurückverfolgen! Chan-fai Cheung, der temperamentvollsten in meinem Trio, stammt aus einer Familie mit 10 Geschwistern, von denen noch 8 am Leben sind. Sein Vater starb an einem Verkehrsunfall, er selbst geriet, nachdem er mit Architektur und Malerei begonnen hatte, mit seinen Sinnfragen in die Philosophie, zunächst in die Existenzphilosophie. Der Waagebalken der Suche neigt sich mehr und mehr gen Westen. Eine weltoffene Gesellschaft, aber mit Bodenhaftung.

2.4. TAIWAN: Gastvorträge in KAOSHIUNG

November 2009

Flug über Hongkong nach KAOSHIUNG, Ankunft Sonntag abend, subtropische Hitze an die 30°. Mit Mathias Obert, meinem deutschen Kollegen vor Ort, Fahrt zum Strandhotel. Dann Empfang bei ihm zu Hause im 15. Stock, wo er mit seiner chinesischen Frau wohnt. Blick auf die Bucht und den alten Hafen. Kaoshiung ist eine relativ neue Stadt, im Süden der Insel gelegen, bis 1945 japanisch regiert, nach der Gründung der Volksrepublik gleichsam übrig geblieben, im Windschatten der großen Politik. Das Festland ist keine 200 km entfernt.

9.11. — Heute wird in Berlin des Mauerfalls gedacht, die *Taipeh Times* berichtet davon auf der ersten Seite.

Morgens Bad im Meer, schwarzer vulkanischer Strand, leichter Wellengang. Wunderbar gleichmäßiges Klima zwischen 27 und 30°. Ewiger Sommer, Paradiesesträume. Dissonanzen: Im Hotel nachts das Summen des Ventilators und morgens ein halbstündiges Hundegebell.

Nachmittags mein erster Vortrag mit dem Thema „Das Fremde denken“. Die Hörer eine Auswahl derer, die Deutsch verstehen, darunter vier Deutsche und ein in Österreich aufgewachsener Chinese; ein Drittel kommt aus Taipeh und dem Norden. Lebhaftige Debatte mit vorbereiteten Statements. Die Fragen richten sich auf den Begriff des Fremden, auf die Rolle des Gastes, auf Feindschaft im Gegensatz zur Gegnerschaft, interkulturelle Perspektiven und Grenzen der Hermeneutik. In China steht man vor dem Problem, wie man auf eigene Weise philosophieren und der allgemeinen Anglisierung widerstehen kann. Die Perspektiven an der Universität sind von ähnlich sinisterer Art wie im jüngeren Europa: man führt Rankinglisten unter Präferenz amerikanischer und englischer Publikationsorgane.

10.11. — Gang über den nahen Campus. Sun Yat-sen, der Begründer der chinesischen Republik, thront auf einem Herrschersessel, neben ihm Tschiang Kai-shek. Eine seiner Residenzen steht an der nahen Uferstraße. Die Geschichte ist

kompliziert. Der Fürst zog sich vom Festland hierher zurück, dann kamen die japanischen Eroberer, schließlich folgte Tschiang Kai-schek mit seinen Anhängern, und sie herrschten eine Zeit lang als Minorität über die Insel. Die Schulbücher enthalten, wie es heißt, eine frisierte Fassung der Geschichte.

Nachmittags mit Yu, meinem ehemaligen Bochumer Doktoranden, und Lau, der aus Hongkong angereist ist, ein Ausflug auf der Fähre zur Leuchtturminsel. Oben auf dem Felsen steht eine Festung aus dem 19. Jh., man weiß nicht genau, gegen wen und wozu. Durch einen Tunnel gelangt man zu einer Meeresbucht, die sich nach Westen zur untergehenden Sonne hin öffnet. In der Nähe steht der älteste daoistische Tempel, aus dem 17. Jh., dauernd geöffnet für individuelle Gebetsübungen unter Kerzengeflimmer. Veralltäglichen des Unalltäglichen, Entalltäglichen des Alltäglichen? Beides ist kaum zu unterscheiden. Betritt man diesen Frömmigkeitsplatz nicht wie einen Spielplatz? Meine Begleiter lassen dies über sich ergehen wie ein kulturelles Klima.

Es gibt ideologische Achterbahnen. Man erzählt sich, François Jullien habe als eifriger Maoist in der ENS begonnen, eine westliche Form von *stratégie du sens*? Die Ideengeschichte endet schnell in Deutschland, doch meine Gastgeber steuern dagegen. Man spricht von Versuchen, für die Phänomenologie ein „Vereintes Ostasien“ zu schaffen, was auf die Dauer sehr fruchtbar sein könnte.

11.11. — Nachmittagsvortrag über „Theater as a Scene of Otherness“, Reprise von meiner Teilnahme an den Salzburger Festspielen. Kleine Besetzung, kaum Studenten; Doktoranden in Philosophie sind vom Ministerium nicht genehmigt. Zögerliche Diskussion, es fehlt offenbar an einer breiten Theatererfahrung und an der Fähigkeit, diverse Sachlagen phänomenologisch anzugehen. Ausnahmen sind Deutsche wie Obert und ein Philosoph aus Taipeh, der an der Sorbonne studiert hat. Abendessen am runden Tisch. Philosophisch ist Taiwan offensichtlich ein Entwicklungsland, mit einem Hang zu modischen Trends. Es scheint schwierig, auch nur Heidegger normal zu lehren. Man formuliert abwegige Alternativen wie deutsche *oder* französische Philosophie. Es braucht Geduld.

2.5. TAIWAN: Tagung des Phenomenology of East Asia Circle und Besuch in TAIPEH

Dezember 2010

6.-7.12. — Flug über Amsterdam und Hongkong nach Kaoshiung. Im Flugzeug neben mir sitzt eine junge Frau, die fortwährend chinesische Comics anschaut, aber mit einem Geigenkasten aussteigt. Alltägliche Disparitäten. Landung in Hongkong. Die Skyline in leichtem Dunst, ein roter Sonnenball bei 21°. Im Lautsprecher: „Gloria in excelsis Deo“ und Händels „Halleluja“. Interkulturalität, aber nur auf der Ebene der Werbung? Im Flughafen ein weißhaariger Mann, sonnengebräunt, weiße Sporthose mit einem Ausdruck, der zu besa-

gen scheint: „Mir soll keiner kommen, ich leiste mir etwas.“ Dazwischen geschäftige Chinesen, schwer bepackt, offensichtlich auf der Heimreise.

KAOSHIUNG

6.-13. Dezember

Zunächst ein Tag mit deutschsprachigem „Interkulturellen Philosophieren“. Matthias Obert bemüht sich, das Interesse der asiatischen Teilnehmern auf die eigene Kultur zu lenken. Was droht, ist das Überhandnehmen eines theoriescheuen Praktizismus. Anschließend fünf Tage Meeting der Gruppe PEACE (Phenomenology of East Asian Circle) mit etwa 40 Referenten und Teilnehmern aus Main China, Taiwan, Hongkong, Korea und Japan, der Rest aus den USA, Deutschland und Osteuropa. Begeisterte Teilnahme, nur ein unglaubliches Tempo: 25 Minuten pro Referat. Meine Keynote behandelt die Rolle von Schwellenerfahrungen. Einige exzellente Beiträge: Kwan über chinesische Lettern, Cheung über die Sehtchnik beim Photographieren, aus Japan Überlegungen zu Biotechnik, Bioethik und Caring, aus Osaka ein interessanter Vortrag zum Autismus, dazu einige Lernübungen zu Husserl, Heidegger, Gadamer, Merleau-Ponty. China drängt nach. Geplant ist eine Fortsetzung 2012 in Hongkong.

Der Campus ist nahe dem Strandhotel vom vorigen Jahr. Durch ein Gitterloch gelange ich ans Meer zu einem kurzen Bad. Man betrachtet diese Zeit als Winter, obwohl die Temperatur tagsüber bis auf 27° ansteigt. Ich bin der einzige im Meer. Von den Chinesen sagt man, sie seien nicht sonderlich meerfreudig, eine Art Geisterfurcht? Ich wohne im 13. Stock eines Hotels nahe dem Binnenhafen.

Abends eine Vorführung des berühmten „Cloud Gate Dance Theater of Taiwan“. Die Inszenierung stand unter dem Thema „Water Stains on the Wall“, Choreographie Lin Hwai-min, dazu Musik des Japaners Toshio Hosokawa, der mir aus dem Berliner Wiko bekannt ist. 24 Tänzer entwickeln die Tanzbewegungen teils aus alten Übungen, sparsam, eindringlich Figur für Figur. Auf dem Boden sind schwarze Wasserflecken, so daß die Bühne sich zeitweilig in ein Flußbett verwandelt, kontrastierend mit den weißen Tanzkostümen. Die Aufführung spielt virtuos mit Körperbewegung, Lichteffekten und Klangform.

In den Gesprächen spielt das aktuelle China, etwa die Verleihung des Friedensnobelpreises an den chinesischen Friedenskämpfer und Dissidenten Liu Xiabo, kaum eine Rolle, obwohl die Taiwan-Zeitung lang und breit darüber berichtet. Eine merkwürdige Enthaltung. Dafür rieselt durch den Alltag Weihnachtsmusik, „Stille Nacht“ zum Frühstück.

14.-17. Dezember

14.12. — Zugreise nach Taipeh. Bei der Abreise kommt mein Koffer abhanden, er wird aus Versehen von einer Reisegruppe aus Main China in den Bus gepackt. Die Hotelleitung läßt ihren Chauffeur den Bus verfolgen, wir holen ihn unterwegs ein. Gastfreundliche Improvisation! Um Kaoshiung herum Stahlwerke, später Bananenpflanzungen, geruhames Bauernland wie vielfach in Japan.

In Taipeh Empfang durch die Professorin Lee-Chun Lo, die in Wuppertal promoviert hat. Auf dem Campus der von Japanern gegründeten Taiwan-Universität stehen unscheinbare Klinkerbauten zwischen Kiefern. Im Bistro Gespräch über Religion und Politik in Taiwan und China. Offenbar feiern inzwischen auch Chinesen Weihnachten als eine Art Neujahr, folkloristisch drapiert. Der Weihnachtszauber scheint eine grenzüberschreitende Wirkung auszuüben, ähnlich wie die amerikanische Rockmusik. Gesangtexte kommen auf englisch und auf deutsch vor. Sonst findet sich die übliche Tempelreligiosität.

15.12. — Grau verhangener Himmel, tagsüber 8° und leichter Regen. Vor dem Fenster meines Hotels verblichene Betonbauten. Nachmittags mein Vortrag „Phenomenology of the Alien“ an der National Cheng-Chi-Universität. Locker gefüllter Hörsaal, das Manuskript wurde vorher verteilt, so kommt es zu einer sachnahen Diskussion. Ein deutscher Sinologe spricht mich auf Herrigel und das ziellose Bogenschießen an; zwei Professorinnen aus dem Departement für Caring beziehen sich auf Caring als eine Aufmerksamkeitshaltung. Abends am runden Hoteltisch sitzt ein aus Shanghai gebürtiger Professor, der mir im Hinblick auf die Responsivität das Buch der Wandlungen empfiehlt; ein weiterer ist da, der in Tübingen studierte und griechische Philosophie unterrichtet. Ein Gespräch über Theologie macht wie oft bei der Volksreligion halt. Zu wenig Nachfragen im Stile von Max Weber oder Durkheim. Westliche Philosophie dient vielfach als intellektueller Rettungsanker.

16.12. — Ein Student, der über das Verhältnis zwischen Schiller und dem Neokonfuzianismus promoviert, begleitet mich zum großen Palast-Museum, dem zentralen Museum für ganz China, bestückt mit Beutegut, das von Tschiang Kai-schek eingeführt und geordnet wurde. Ausgestellt sind zur Zeit Kalligraphien und Gemälde aus der südlichen Song-Dynastie, 12.-13. Jh. Die Landschaftsmalerei ist in Strichführung, Farbauftrag und, Raumaufteilung von höchster Qualität. Besonders reizvoll scheint mir die Art und Weise, wie Nicht-Räume angedeutet, Raumebenen übereinander getürmt werden, so daß aus lokalen Perspektiven Tiefe entsteht. Ein eigentümlicher Humor in der Anrede an den Ochsen, die Heimtreibung der Herde bei Gewitterausbruch hat Bruegelsche Züge. Die Versenkung

in pflanzliche Details erinnert an Dürer. Dazu kunstvolle Übergänge zwischen Malen und Schreiben.

Zum Kontrast: In der Zeitung lese ich, in der Provinz Sichuan seien schwere Fälle von Sklaverei aufgedeckt worden, einschließlich der Ausbeutung geistig Behinderter.

Nachmittags Fahrt mit Frau Lo zum Flughafen durch eine Hügellandschaft. Abschied nach zehn Tagen genossener, sorglicher Gastfreundschaft, hier in Taipeh und vorher in Kaoshiung.

17.12. — Rückflugbeschwerden. Auf dem Flughafen Amsterdam verbringe ich eine Nacht unter unendlichen Warteschlangen, alle nahen Hotels sind belegt. Ich erlebe die Umwandlung des Flughafens in einen Warteort, einen Ort verpaßter Begegnungen. Ein solcher Störfall führt zur allgemeinen Dysfunktionalisierung, wie wenn jemand einen Ameisenhaufen aufstört. Babylonisches Sprachgewirr. Nächtliches Kampieren. Die Sessel der Schalterbeamten verwandeln sich in Liegen, ebenso die Matten, auf denen sonst die Koffer gewogen werden, Samstagmorgen um 5 Uhr verkehrt ein Intercity nach Amsterdam, alle Züge überfüllt, Signalschäden, nachmittags komme ich endlich in München an.

2.6. HONGKONG: *Master Class in Phenomenology*

Juli/August 2012

15.7. — Anflug aus London. Sonntag abend Empfang in der Chinese University mit 30 Teilnehmern aus Hongkong, Taiwan, Main China, Japan. Ich wohne im Hyatt Hotel am Fuße des Campus-Hügels im 11. Stock mit Blick auf den Fluß und eine Serie von Hochhäusern, die abends in den Himmel schießen wie Leuchtkerzen.

In den folgenden Wochen halte ich vier dreistündige Vorlesungen zum Gesamtthema „The Senses and the Arts“, mit jeweils anderthalbstündiger Diskussion. Lebhafter Anfang mit einem äußerst gastlichen Empfang durch die Phänomenologen, allen voran die ‘Fürsten’ von Hongkong und Jessie, die alles mit sanftem Lächeln regelt. Morgens mit dem Bus hinauf in das Lee Kee Building. Der Gästetrakt, wo ich vor acht Jahren wohnte, ist inzwischen abgerissen, Umbau, Neubau. Luft gibt es nur nach oben, so wachsen die Hochhäuser aus dem Boden wie Pilze.

Chinesische Küche: Es gibt eine Art Maultaschen, drinnen Krabben und Pilze, dazu Broccoli am Stück, süßer Topfen zum Nachtisch – ein kunstvolles Vieles, das sich keine Hausfrau zutraut wegen der vielen Arbeit.

Bis in den Abend hinein 30°, Regenwolken, aber kein Regen. Kälte- und Hitzeschwelle von draußen nach drinnen und zurück. Die Innenräume sind wie Kokons, die Fenster wie üblich geschlossen, Klimaanlage mit künstlicher Luft, eine künstliche Lebenswelt. Wetterbericht: 28-35/37°, Taifun Stufe 1.

18.7. — Fahrt in die Stadt, wiederum bis zur Station Hung Hom. Fußgänger hasten vorbei wie Irrläufer, nur über große Fußgängerbrücken gelangt man ans Meer, zur 'Avenue of Stars' mit einem Klimbim von Skulpturen und nahezu baumlos bei großer Hitze. Frauen unterwegs mit Sonnenschirmen, Shorts, Tüll, strandnaher Kleidung, dazwischen leichte Eleganz. Nur die Straßen- und Gartenarbeiter(innen) tragen traditionelle Strohhüte mit breiter Krempe.

Mit der Fähre hinüber nach Hong Kong Island. Wieder durch die langen Fußgängertunnels, die bis ins Innere der Stadt führen, wie Saugröhren, die Platz schaffen. Ich fliehe aus der Menge in die Oase um den Hong Kong Garden, mitten darin die St. John's Cathedral, Herz der anglikanischen Kirche. Diese hat mit Rom gebrochen, ist aber mittelalterlicher geblieben als vieles Katholische: gotische Bögen, Glasfenster, Holzgestühl. Neben der Kathedrale das Grabmal eines Freiwilligen von 1941 mit dem Spruch: *Nulli secundus in oriente*, britischer Hochmut, der Städte gründet wie dieses felsige Hongkong, Länder ausbeutet und sie wieder frei läßt. Der Hongkong-Vertrag wurde für 100 Jahre geschlossen, 1997 die Freigabe, dies alles den alten Römern nicht unähnlich.

21.7. — In Sha Tin, einer der Trabantenstädte, besuche ich das Heritige Museum mit einer Ausstellung zur *Cantonese Opera*. Diese südchinesische Variante der Peking Opera wurde im 18. Jh. eröffnet. Man spielt traditionelle Stücke wie der verstoßene Sohn, Verheiratung der Tochter, Mordversuch im Tempel usf. Auch hier gibt es die übliche Bühnenszene mit Vorhang und Seitenausgängen, einen Workshop of a God mit dem *deus ex machina*, einen Backstage mit Dressing Rooms, wo man Haartracht und Masken präpariert. Musiziert wird mit Fiedel, Laute und Zimbel. Die berühmtesten Schauspieler(innen) sind in einer Galerie verewigt. Eine Zeit lang lebten die Schauspieler eng beieinander auf dem Read Boat in Kanton, teilweise gab es politische Verbote, teilweise bewegte man sich im Sog der Musicals. Wie soll man diese Bühnenform nennen, eine Art Volksoper? – Nebenan eine Ausstellung zur Geschichte Hongkongs, speziell der *New Territories*. wo frühgeschichtliche Felszeichnungen entstanden. Hongkong entwickelte sich und entwickelt sich immer noch im Übergreifen der Hafenstadt auf das Hinterland. Der Bau der Eisenbahn von Hongkong nach Guangzhou gilt als Meilenstein. Eine Stadt voller Energie, aber man sieht nicht recht, wohin alles läuft.

In der *South China Morgen Post* Berichte aus Main China. Verfolgung von Dissidenten und Menschenrechts-Aktivisten sind an der Tagesordnung. Heute wird aus Guangzhou berichtet, daß auf dem zentralen Platz der Stadt an die 1000 Kriegsveteranen protestierten, weil sie mit der Rente von umgerechnet 65 Euro nicht leben können. Die Polizei leert den Platz. Ai Weiwei hat wieder einmal seinen Prozeß wegen Steuerhinterziehung. Ein Gesprächsthema scheint dies nicht, soweit ich sehe. Ich frage die sieben japanischen Teilnehmer, besonders helle Köpfe, die mich zum Mittagstisch einladen, ob sie sich bewußt seien, daß Japaner als Besatzungsmacht in Hongkong waren. Erstauntes Umherschau-

en, die ehrliche Antwort lautet: nein. Das ist lange vorbei. Ich ziehe einen Vergleich zwischen den Japanern in Hongkong und den Deutschen in Polen. In ihrem Verhältnis zur eigenen Vergangenheit scheinen Europäer sich (noch!) von Asiaten zu unterscheiden.

22.7. — Abendeinladung in größerem Kreis bei Prof. Cheung, dem Künstler aus dem Hongkonger 'Trio'. Er verfügt über eine erstaunliche Photosammlung, darunter eigene Photos zum Thema von Porträts durch Spiegelung. Eine musische Familie, die Frau, eine Anwältin, spielt Cello; der Sohn, ein begabter junger Mann, ebenfalls Jurist, betätigt sich zum Ausgleich mit Kunst, sitzt abends am Klavier, singt Sinatra-Songs, in die alle aus der jüngeren Generation mit einstimmen. Wir sprechen über Deutsche und Franzosen. Jemand meint, daß französische Philosophen nahezu nie deutsch sprechen, liege an politischen Vorbehalten – was ich nahezu absurd finde. Ich spreche mit Prof. Lau über Desanti und seine russische Frau. Die Kenntnisse von Deutschland sind allgemein recht approximativ. Engagierte Gespräche mit den jüngeren Kursteilnehmern, die „es wissen wollen“ – und für die sich der Aufwand lohnt.

Am Wochenende Warnung vor dem Taifun Vincente, er erreicht die Stufe 8, teilweise Stufe 9. Man bleibt im Inneren des Hotels und sieht, wie draußen die Bäume sich biegen, sieht gelbe Flutwellen, Regenstürze. Der Verkehr ist teilweise lahmgelegt. Berichte aus Peking melden Regenfluten wie zuletzt vor 50 Jahren. Es wird über die mangelnde Kanalisation geklagt. Eine Investition in Abwassersysteme hält das Wirtschaftswachstum auf. Ökonomisch-ökologische Konflikte auch hier, aber stärker als bei uns.

28. 7. – Am Samstag mache ich einen Ausflug an den Nordrand der New Territories, erreiche den Grenzübergang nach Mainland China. Die Bahnsteige sind gefüllt mit Grenzgängern, die beladen mit großen Paketen zurückkehren. Auf dem Bahnsteig warnt plötzlich ein Schild "Exit prohibited", ich stehe unversehens auf chinesischem Boden, eile schleunigst zurück auf die Hongkong-Seite. Ostberliner Erinnerungen werden wach.

Hinter der Metro-Station von Sha Tin gerate ich in ein Dorf mit einfachen Häusern, einem Hinterhofmarkt, Wellblechhäusern mit verhängten Fenstern. Squatter-Behausungen sind an schmalen Treppesstiegen den Hang hinauf gebaut, dazwischen verriegelte villenartige Häuser. Die Steinstufen sind am Ende überwachsen von dem nahen Wald. Es gibt Abwassergräben, aber keine Verkehrsverbindung. Schilder warnen vor "Landslip-risk" und vor dem Betreten bei Taifun Stufe 8. Viele Verkaufsschilder zeugen von einem Leben auf Abbruch. Gleich auf der anderen Seite des Bahnhofs präsentiert sich das elegante Sha Tin mit Gärten und Hotels. Meine Gastgeber sagen dazu: "Ja ja", sie waren wohl nie hier.

29.7.

- *Kurzzeitgedächtnis*: Am Sonntag besuchen wir die Walled City im Kowloon Walled City Park. Einst war dies eine chinesische Enklave, nicht zu Hongkong gehörig, eine gemiedene Stadt mit viel Kriminalität, Drogen, Prostitution. Dieses Stadtviertel wurde von den Japanern abgerissen, dann wieder aufgebaut mit Hochhäusern mittlerer Höhe, und abermals abgerissen bis auf einige Mauerreste des Administrationsgebäudes. Die Führerin behandelt jeden Stein wie eine Reliquie, Kon-/Destruktion in Permanenz mit wenigen Gedenkstücken. Kurze Dauer, stärker noch als in Manhattan.
- *Im Teeladen*: Der junge Inhaber führt die Teezubereitung vor, kurzes Eingießen, ca. 10-15 Sek., dann wiederholtes Abgießen, bis zu fünfmal. Der Teegeschmack wird kultiviert wie bei einem Weinhändler. Hier lebt das Alter der Kultur fort.
- *Hongkong-Rekorde*: Durchschnittliches Lebensalter für Frauen ca. 84 Jahre, höher als in Japan, von dem man sagt, es sei durch Fukushima etwas zurückgefallen. Nicht wenige Hundertjährige. Männer werden im Durchschnitt 78 Jahre alt. Des klingt nach Altersbörse.

2.-3.8. — Zwei Tage Präsentationen der 30 Kursteilnehmer, einige erstaunlich zupackend, alles getragen von einer Entdeckerfreude, die ansteckend wirkt. Viele Kontakte, auch Humor dabei, gesteigert durch das Beisammensein von drei bzw. vier Nationen.

4.8. — Mein letzter Tag in Hongkong. Ich fahre mit der Metro nach Diamond Hill zur Chilin Nunnery, der Rekonstruktion einer alten buddhistischen Tempelanlage, mit einem buddhistischen Garten. Besonders eindringlich der Stein im Gras, ein „Rockery“ aus Dahna (= Provinz Guangxi), ein „Yatan Coloured Scholars Rock“ (= Jaspilite), ein Stein aus dem Perm, mit vielen Mineralien, funkelnd in vielen Farben, Schichtungen glatt wie Marmor. Stein ist mit der Erde verbunden, bevor er ‘gebrochen’ wird, etwas zwischen Materie und Material. Steingärten in Japan sind auch Steinschöpfungen. Ein Referent bezog sich auf Duchamp als ein Beispiel für den Exzeß in der Kunst. Doch dann gibt es verschiedene Arten von Exzeß; ein Stein auf dem Boden oder im Gras hat wenig Schockierendes.

Anschließend nach *Wong Tai Sin*: Ein daoistischer Tempel mit monströsen Wächter- und Tiergestalten, bunt glitzernd, das hell leuchtende Rot und Gold hervorstechend. Am Samstag sind viele Besucher da, der Tempel ist populär wie ein fernöstliches Altötting. Der Rauch von Stäbchen, das Rattern von Holzraseln, Rituale, die schwer zu deuten sind, jedenfalls eine Art Gebet darstellen. Ich sitze auf einer Steinbank im Tempelhof, einlullende Tempelklänge, ich nicke ein für eine Weile. Zwei Koreanerinnen kommen vorbei: „You look so nice, could we take a picture with you?“ Sie fragen neugierig, was ich da aufschreibe. Die

Dauergeräusche sind wie ein Meereswogen, dazwischen Schiffstöne, aus der Ferne brausender Autoverkehr, in der Nähe Geriesel von Brunnenwasser – eine Symphonie, mit Elementen von Dysphonie.

Wetter: Schattenlose Sonne, aber auch Dunst in der Luft als Dauerschatten. Nachts keine Sterne, die Pollution soll sehr hoch sein. Immerzu 34° im Schatten, wie ein Hitzenetz.

Was man nicht sieht, sind Hunde auf der Straße. Eine überbesiedelte Stadt läßt schwerlich Haustiere zu, falls es diese Sitte in China im strengen Sinne überhaupt gibt. Unmittelbar neben dem Hauptplatz dieses Stadtteils befindet sich eine Squatter-Siedlung: Speisehöhlen, Wellblechdächer und Wellblechwände, Steine und Autoreifen als Dachbeschwerer, Treppenstufen, die hinunterführen, ein unbekümmertes Nebeneinander, 'Bruchbuden' zusammenwachsend zu einer 'Bruchstadt'. Asiatische Gleichgültigkeit gegenüber dem sozialen Alltag?

2.7. NANJING: Weltkongreß für Semiotik

Oktober 2012

Fahrt zum Hotel 1½ Std. mit Bus und Taxi durch endlos sich dehrende Straßenzüge. Der Student der Anglistik, der mich begleitet, hat von 'Phänomenologie' nie etwas gehört. Das Hotel liegt auf dem Campus der Nanjing-Universität.

5.10. — Der Weltkongress für Semiotik beginnt um 8h 30. Empfangsreden, Photos auf der Wiese. Es ist 11h, als ich beginnen kann: „Signs and Phenomena“. Der chinesische Leiter der Sitzung, der von mir nichts weiß, mutet mir zu, meinen Vortrag um eine halbe Stunde zu kürzen, obwohl mir als *guest key speaker* eine ganze Stunde zugestanden war. Mangelhafte Koordination? Ich bestehe auf der vorgesehenen Zeit und ernte freundliche Zustimmung.

Eine Mammuttagung mit über 400 Teilnehmern aus ca. 40 Ländern, veranstaltet von der „International Association for Semiotic Studies“. Viele Alpha-Tiere, die lange in dieser Assoziation tätig sind. Der finnische Präsident Eero Tarasti, ist unter anderem Musiksoziologe, sehr animierend. Skandinavien ist überhaupt gut vertreten. Einige weitere, die in den Sektionen auffallen: ein Professor aus Aix-en-Provence, der über Mussorgskys *Bilder einer Ausstellung* spricht; ein Brasilianer, der ausgehend von polizeilichen Tötungen Rap-Musik analysiert; ein Rechtssemiotiker aus Singapur; Roland Posner, der eine Sitzung zum Bildthema bestreitet.

Erster Gang in die Stadt. In der Nähe des Campus eine Platanenstraße, private Häuser im halbmodernen Stil, alles hinter Mauern, davor rote Staatsfahnen (eine Nationalferienwoche?). Ein überdachter Markt, daneben Straßenmärkte, buntes Gassenleben.

8.10. — Nachmittags Ausflug zum Mausoleum von Sun Yat-sen. Langer, dreifach gestaffelter Stufenaufgang, ausgehend von einem Tempeltor, eine Menge von Besuchern. Von der Balustrade ein Blick weit in das Land. Versuche, bei den jungen Studentinnen, die uns führen, politische Fragen aufzuwerfen, scheitern. Ich bekomme Bilderbogenantworten aus einem Land des politischen Lächelns, in dem der „Platz des himmlischen Friedens“ makellos daliegt. Es ist schwer zu sagen, was schlicht apolitisch und was vorsichtig ist. Bei der Konferenz treffe ich einige junge Chinesinnen, die sich für Phänomenologie interessieren, aber am Ort augenscheinlich keine rechten Lehrer finden.

Auffällig ist, wie alles schnell ins Ungeheure anwächst. Ich komme mir mit meinem europäischen Mikro-Blick vor wie ein Liliputaner. Alles ist sehr gastlich organisiert, doch die Ideenarbeit kommt nicht von den leitenden Figuren vor Ort. Der Dekan ist ohne ausreichende Englischkenntnisse, läßt seinen Text übersetzen. Absurde Einlagen: Eine junge Chinesin löst alle Rätsel mit einer Übersetzungsmaschine, die eine *interlanguage* erzeugt, ganz ohne Differenzierung der Anwendungsbereiche – eine technologische *Brave New World*. Ihr Professor, der selbst das Englische nicht beherrscht, sitzt betreuend daneben.

Im Ganzen eine Tagung mit überquellenden Ideen, aber bisweilen bedenklich schwankend zwischen globaler und synkretistischer Semiotik; ergiebig wird es, wo eine spezifische Semiotik auf bestimmte Problembereiche bezogen wird. Die Semiotik ist eine transversale Wissenschaft ähnlich wie Linguistik, Bildwissenschaft oder Statistik, plus eigene Forschung zur Zeichenhaftigkeit der Zeichen. Sie nähert sich der Philosophie, nur daß diese wie eine Art *Libero* an keine bestimmten Methoden und Modelle gebunden ist. Semiotik bewegt sich zwischen empirischer und theoretischer Forschung, nicht unähnlich darin der Physik, mit extremen Auswüchsen in beide Richtungen.

10.11. — Ich wechsele über in ein anderes Hotel mitten in der Stadt, zwei Tage Stadtrunden mit drei jungen Chinesinnen, die teils gut, teils mühsam englisch oder deutsch sprechen. Die Stadt öffnet sich über viele Avenues. Platanen, die beschnitten werden und ihre Äste über die Straße hin ausbreiten, spenden mehr Schatten als ihre europäischen Vor- oder Nachfahren. Die Hochhäuser sind von mittlerer Höhe und mäßig an der Zahl. Man hat viel mehr Platz als in Hongkong oder Manhattan, und man nutzt den Platz. Rechts und links öffnen sich Seitenstraßen für die vielen Rad- und Motorradfahrer. Die Läden sind teils bunt chinesisch, teils elegant wie das Haus von Armani. Anklänge an New York oder Paris mit Unterschieden, sie sich rasch verwischen. Doch gleich neben der Hauptstraße eine Seitenstraße mit billigem Ausschank, die Häuserfronten mit Wäsche drapiert. Hinter einer langen Mauer ein Tempel, längst in Wohnungen umgewandelt. Eine solche Nähe von Eleganz und Ärmlichkeit kenne ich von Ost- oder Südeuropa. In den Champs Élysées oder in Unter den Linden wären Wäscheleinen ein Sakrileg. Vieles wirkt zusammengestückelt, wenig erweckt

den Eindruck von Gesamtplanung oder langsamem Wachstum. Doch es gibt Enklaven. Ein Ausflug führt zu einem Stück Stadtmauer, jahrhundertalt, an die 35 km lang, auf dem man spaziert. Innen das alte Stadtgebiet, außen ein Grand Lake mit schmalen Brücken, die auf eine Insel führen, Lotosblüten im Wasser, dazu eine steinerne Lotus-Fee.

Am nächsten Tag besuchen wir den Präsidentenpalast, erbaut für den ersten Präsidenten Sun Yat-sen. Viele Innenhöfe ineinander geschachtelt, eine hundertjährige Zeder. Traditionelles geht über ins westlich Moderne mit Büromöbeln und Telefon. Die frühe Geschichte der chinesischen Republik ist dokumentiert, darunter Tschiang Kai-schek und der Familienclan, er und Sun Yat-sen heirateten Schwestern. Die zweite Revolution von 1949 setzte dieser Familiendynastie ein Ende. Von Tschiang Kai-schek gibt es seitdem keine öffentlichen Erinnerungsspuren – wie wohl auch nicht von Robespierre. Sieger treffen ihre Auswahl.

Nachmittags zum Kong Fu Zi, Konfuzius-Tempel mit Tempeltor und Tempelhof, mit Glocke und Gong, nun eine touristische Attraktion. Konfuzius steht da im Mantel des Weisen; an der Brüstung Motivtäfelchen und Spenden wie in buddhistischen Tempeln. Kein *worship*, doch man bittet um Weisheit. Hier zeigt sich eine Schnittstelle zwischen philosophischer Lebenslehre und religiöser Verehrung. Von der Begleiterin, die selbst aus einer buddhistischen Familie stammt, bekomme ich nur ungefähre Auskünfte. Die Grenzen zwischen menschlichen und göttlichen Wesen scheinen zu verschwimmen, doch gibt es dies nicht auch in unserer Antike, wenn man an die ‚Vergöttlichung‘ eines Plotin denkt? Wir werden angelockt von einem Konzert, das aus merkwürdigen Klangmustern besteht: Glockenklänge, eine Art Zitter, Holzflöte und Gong, das ganze im Vierteltakt, serielle Musik ohne Klangarchitektur, eine Einstimmungs-, vielleicht auch Wiegenmusik, bei der Gehörtes sich auf der Stelle bewegt.

Anschließend kommen wir in eine gigantische Buchhandlung, untergebracht in langen unterirdischen Hallen. Große Teile der westlichen Literatur sind in Übersetzungen versammelt, von Hesses *Steppenwolf*, Musils *Törless*, Prousts *Recherche*, Benjamins *Berliner Kindheit* bis zu Salingers *Catcher in the Rye*. Natürlich fehlt Liao Yiwu, der den Friedenspreis des deutschen Buchhandels erhielt und nur über Nacht ausreisen konnte. Doch unsere einheimischen Begleiter wissen von seinem Gefängnis-Roman, der in vier Anläufen verfaßt wurde; nachdem drei Fassungen im Gefängnis requiriert wurden, konnte der Autor die vierte ins Ausland schaffen. Man spricht hier nicht gern spontan von solchen politischen Angelegenheiten, doch bei Nachfragen merkt man, daß sich hinter dem Schweigen nicht wenig verbirgt. In unserer großen Tagung tauchte gelegentlich ein Partei-Beobachter auf mit der Gebärde eines „Wir sind auch noch da“.

11.11. — Ich wechsele nochmals über auf den neuen Campus der Nanjing-Universität, wo morgen eine kleine Tagung zur französischen Philosophie beginnt. Die Fahrt geht über die Highway, die nach Shanghai führt. Das Auto hält vor einem großen, leer anmutenden Gebäude, das sich als unser Hotel entpuppt. Mein Zimmer ist großzügig wie alle Hotelzimmer bisher, Platzreichtum, eine Glaswand, dahinter ein unzugänglicher Balkon.

12.11. — Gang durch das Kongreß-Zentrum, ein Szenario wie von Chirico entworfen: gleichförmige Häuser, verschlossene Fensterfronten, griechische Skulpturen. Im Departement für Maschinenbau kleine Türen, mitunter Menschen, Lieferanten – alles sehr still wie in einer Automatenwelt. Soweit mein Eindruck, der durch die nicht zu entziffernden chinesischen Schriftzeichen noch verstärkt wird. Eine Wohnstadt, davor ein Kontrollhäuschen. Hier findet heute die Eröffnung der Tagung statt. Gestern abend der erste Regen, spätsommerliche Temperaturen um 25°.

Eine kulturelle Reminiszenz: Seit Beginn der Volksrepublik werden die Bücher von vorn nach hinten, die Zeilen von links nach rechts gelesen – eine Anpassung an den Westen, ähnlich wie im Falle der Siebentagewoche. Mittags kommt die Nachricht von der Vergabe des Literatur-Nobelpreises nach China, *congratulations*.

Abends nach dem Diner beginnt die Tagung zur französischen Philosophie. Ich spreche zu „Coming and Going in and around Merleau-Ponty“. Die Diskussion kreist um Husserl, Heidegger, Merleau-Ponty und um die für alle ungewohnte Zeitkonzeption, die mit ihrem Vor und Zurück sowohl lineare wie zirkuläre Modelle hinter sich läßt.

Am nächsten Morgen in aller Frühe zum Flugplatz, Abschied mit planetarischen Gefühlen.

3. KOREA

SEOUL

4.-11.10.1998

4.-5.10. — Nachtflug von Frankfurt aus, Sibirien und Mandschurei unter der Wolkendecke, darüber der fast volle Mond. Landung in Seoul am nächsten Morgen um 10h. Ruhiger Empfang, ohne die japanischen Sirenenstimmen aus den Lautsprechern. Mein Gastgeber Zaeschick Choi, einstiger Bochumer Doktorand, bringt mich in das Plaza Hotel. Mein erster Blick fällt auf die verstaubte City Hall, kein Ausdruck von besonderem Bürgerstolz, ringsum eine Kulisse von Hochhäusern, gezähmter Höhenrausch, als wollte man die Erdnähe nicht ganz aufgeben. Im Deutschen sind es die Wolken, die ‚angekratzt‘ werden, im Englischen ist es der Himmel, im Koreanischen steht da einfach ein hohes Haus.

Mein erster Gang durch die Gassen der Altstadt erinnert mich an Japan: schmale Gassen, benutzt als Abstellkammer und Müllhalde, verschlossene Eingänge zu Restaurants. Es ist Erntedankfest, das sich nach dem Mondkalender richtet, dazu ist heute Vollmond. Alle Geschäfte haben strikt geschlossen. Aus den wenigen geöffneten Restaurants dringt ein Geruch von gebranntem Öl oder gebratenem Fett – für europäische Nasen etwas penetrant.

Nachmittags besuche ich mit Herrn und Frau Choi, einer gelernten Germanistin, eine der vier großen Palastanlagen der Stadt: den Kyonghuigung. Die Chosŏn-Dynastie regierte vom ausgehenden 14. Jh. bis 1910. Sie führte konfuzianische Sitten ein und enteignete die buddhistischen Mönche, die im Königreich Koryo zunächst den Ton angaben, und drängten sie an den Rand der Städte. So entstand eine einfache Bürokratie mit Prüfungen, Gelehrsamkeit, strengen Etiketten, also eine Lebenseinstellung, die man als religiös gefärbtes Ethos bezeichnen könnte, ausgerichtet auf ein geordnetes Diesseits im Einklang mit der Natur. Man wird mit diesem Ethos vertraut durch die Familie, bisher wenigstens. Mir kommt diese Lebens- und Denkungsart sehr aristotelisch vor, nur daß es keinen Platon gab, dessen Überschwang es zu dämpfen und zu nutzen galt. In der Königshalle empfing der Herrscher seine Untertanen; vor der erhöhten Halle stehen Steinsäulchen für die hierarchisch, besser: seriell geordnete Schar der Bediensteten und Minister. Rückwärtig befanden sich die Wohnhäuser: Hallen mit den üblichen Fenstergittern, die das Licht dämpfen, draußen Teiche und Kiefern. Man sieht überall Schilder, die auf wiederholte Zerstörungen durch die Japaner hinweisen. Ein großer Drache im See wurde regelrecht zerstückelt, eine Symbolvernichtung, die durch eine japanische Siegestsäule auf dem Berg besiegelt wurde. Man versteht, daß bei den Älteren immer noch antijapanische Gefühle aufkommen. Die Symbolik ist mehr als Konvention, sie ist ein tragender Pfeiler der Kultur. Die Anlage von Seoul entspricht den drei kosmologischen Grundgegebenheiten: den Bergen, die unmittelbar hinter dem alten Stadtkern aufragen, dem Wasser, das in dem mächtigen Fluß Han gegenwärtig ist, und der Erde.

Heute an einem Festtag, der der Familie gewidmet ist, sieht man herausgeputzte Männer, Frauen und Kinder, teils in alten Trachten wie Pluderhose und Hanbok (einer koreanischen Art Kimono). Volkstümliche Bräuche leben fort, so in den festlich gekleideten Frauen, die Vorübergehende mit stummen Verneigungen grüßen, oder Hellebardieren, deren Waffen man die Unbrauchbarkeit ansieht. Das traditionelle Theater wird weitergespielt. Zu Abend essen wir in einem Gartenrestaurant jenseits des Flusses, vor uns Wasserfälle, Fischteich und ein Mühlrad. Es gibt gegrilltes Fleisch, diverses Gemüse und am Ende wie in Japan Reis, alles weniger stilisiert als in Japan, so wie auch die Stimmen lauter sind und die Anrede direkter ist, es geht weniger höfisch zu. Im Abendlicht besteigen wir den Aussichtsturm im Namsan-Park, eine Steinbalustrade, von dem in Notfällen Lichtsignale ausgesandt wurden. Unten die sich endlos dehrende Millionenstadt. Der alte Stadtkern mit seinen vier Stadttoren erhebt sich

wie ein Podest aus dem Verkehrsgewimmel und den Steilwänden der Hochhäuser. Tore und Paläste haben oft ‚ethische‘ Namen wie Weisheit, Glück, Tugend oder langes Leben, das durch Kranich und Schildkröte symbolisiert wird.

6.10. — Im nahen Deoksugung-Palast werden weiß gekleidete Bräute in malerische Posituren versetzt, während die Photographen teilweise mit einem Sonnenspiegel arbeiten. Kreisel, Brettspiele und Pfeile laden zum Spiel ein. Im Royal Museum sieht man in den volkskundlichen Vitrinen Sonnenuhren und Meßgeräte, aber auch Vorrichtungen für Windbeobachtungen. Die Meteorologie, die bei uns im Westen als Spätwissenschaft auftritt, da sie sich auf das Ungefähr statistischer Berechnungen stützt, steht hier für Naheliegendes, das sich unseren Sinnen darbietet. Es ist immer wieder von einer Kosmologie die Rede, die bis in die Lebenshaltung, aber auch in die Naturforschung hineinspielt. Vieles erinnert an die chinesische Kultur, in der Abweichungen, bis in die Dachform hinein, genaustens beachtet werden. Ob die Koreaner darunter litten, daß man sie mit den Chinesen ‚verwechselte‘, obwohl dies doch eher als Kompliment zu betrachten wäre?

Erstaunlich ist die Tatsache, daß sie im 15. Jh. eine Lautschrift eingeführt haben mit 24 Buchstaben, die teils in einer Figur vereint sind. Daneben findet man in den Tempeln auch chinesische Schriftzeichen, die in der Poesie fort-dauerten. Man lernt heute noch oder wieder im Gymnasium ein elementares Chinesisch. Manche chinesische Zeichen wurden überdies ins Koreanische übernommen, Stadtteile heißen hier *gu*, im Japanischen *ku*. Die Sprachmelodie scheint gleichmäßiger als im Japanischen, mit weniger Höhen und Tiefen.

GYEONGJU

Nachmittags fliegen wir in den Süden nach Pohang und fahren von da aus mit dem Bus weiter zu unserem Reiseziel, einer Königsstadt aus buddhistisch geprägter Zeit. Unser Hotel liegt mitten im Land zwischen Waldhügeln. Abends am Fluß hören wir Grillen, von denen man sagt, daß sie ‚heulen‘, so wie Vögel ‚weinen‘, eine erstaunliche Variante in der kulturell geprägten Naturwahrnehmung. Auch die Namensgebung ist von besonderer Art. Bei den Vornamen, die oft zusammengesetzt werden, wird eine Hälfte für die Söhne und deren Söhne reserviert. Dafür sind die Nachnamen von der bekannten Eintönigkeit: Kim, Lee oder Park ohne Ende. Da die Vornamen auf keine religiösen oder historischen Vorlagen zurückgehen, sind der Phantasie keine Grenzen gesetzt. So bedeutet der Vorname von Choi der ‚Tragende, Einpflanzende‘ (*Zae* = gemeinsamer Geschwistername, *Shik* = eigener Vorname). So wird die Kulturwahrnehmung zum Puzzlespiel.

7.10. — Rund um Gyeongju stößt man auf Spuren des *Silla-Reiches*, so in einem Töpferdorf. Erstaunlich sind die astronomischen Geräte vom Beginn dieser Ära,

dem 7. Jh., als der Buddhismus eingeführt wurde. Auch hier fängt es an mit einer Märtyrergeschichte. Der König will einen frischen Anhänger der neuen Lehre hinrichten lassen, doch dieser prophezeit, es werde weißes Blut aus seiner Kehle spritzen – und es geschieht, das Neue siegt.

- *Astronomie*: Am koreanischen Himmel ein Dreigestirn: das Schwertgehänge aus dem Orion. Der Polarstern taucht natürlich ebenso auf wie das Siebengestirn, man könnte dies einer interkulturellen Prägung zuschreiben. Bei der Monatsberechnung nimmt man chinesische Jahreszeichen zu Hilfe (im Zeichen der Ratte: ‚sie sammelt alles‘). Eine Wasseruhr teilt Tag und Nacht in 12×2 Stunden mit Hilfe von Wasserkaskaden, wobei das Steigen des Wasserspiegels als Zeitmaß dient. Zur Sternbeobachtung dient eine Art Observatorium, Chemseongdae genannt, ein bauchiger, wohlmodulierter Steinturm, dessen Steinquader aufeinander geschichtet und auf die Himmelsrichtung eingestellt sind.

Am Berghang der *Bulguksa-Tempel*, der buddhistische Stadttempel, bestehend aus einer Reihe von Einzeltempeln mit diversen Buddha-Statuen. Diese sind aus vergoldetem Holz, sie vollführen das Spiel der Hände und Finger mit symbolischen Gesten des Segnens, Gebens, Schützens, dazu der nach innen gekehrte Blick. Die Figur des Amitabha Buddha ist gekleidet wie eine Frau, hat aber ein männliches Gesicht, ähnlich wie die japanische Kannon-Figur. In den Tempelhöfen breitet sich der übliche Wallfahrtsbudenzauber aus mit bunten Papierballons und Devotionalien, ohne sonderlichen Aufwand an Geschmack. Auffällig sind zwei Steinsäulen, die eine mit einer Löwenkulptur, die andere die ‚Schattenlose‘ genannt in Erinnerung an ein altes Märchen. Die Frau durfte den Mann, der als Baumeister arbeitete, nur in der Spiegelung des Teiches sehen, also indirekt im Schattenbild des entstehenden Bauwerks. Eines Tages sah sie den Schatten nicht mehr und stürzte sich ins Wasser, der Mann folgte ihr nach. Solche Schattengeschichten kennen wir zu Genüge auch aus der westlichen Kultur, auch hier schient es einen interkulturellen Kern zu geben.

Wir fahren den Waldhügel hinauf zur *Seokguram-Grotte*. Eine Art Kapelle wurde in den Berghang geschnitten, darinnen ein Stein-Buddha mit einem Edelstein auf der Stirn, auf den vom gegenüberliegenden Meer aus der Strahl der aufgehenden Sonne fällt. Der Buddha ist es, der das Land schützt. In der Höhlenkapelle finden sich feine Flachreliefs mit vier Buddha-Schülern, die als Wächter fungieren. Die Anlage stammt von 751 und gilt als das koreanische Nara. Religiöser Kult und geheiligte Natur spielen auf wundersame Weise zusammen. So etwas gehört zum unbewußten Sockel unserer Kulturen. Nach der Renovation durch die Japaner sind die Steinmauern nicht mehr dicht gegen das Wasser abgeschirmt; so hat man das Halbrund durch eine Art Plakatwand geschützt, dies paßt wie die Faust aufs Auge, allerdings bildet dies nur eine vorübergehende Lösung.

- *Eß- und Trinksitten*: Wir fahren durch ein Flußtal hinunter ans Meer, vorbei an kleinen Reisfeldern und Dörfern, hier und da eine Grabsäule. Am Meer Klippen, wie ich sie aus Dubrovnik kenne, Fischer auf dem Wasser, am Horizont Japan zu erahnen. Wir essen in der Stadt zu abend, immer diese abwechslungsreiche, bekömmliche Gemüselitanei, ohne feste Reihenfolge, dazu ein fruchtiger Reiswein, in dem noch die Reiskörner schwimmen; er heißt Dongdongju: *dongdong* = was auf dem Wasser schwimmt, *ju* = Alkohol, man trinkt dies wie der Hahn, der am Wasser nippt.

Geschichten aus Bochum von Zaeschick Choi und seiner Frau. „Ich hab es getragen neun Jahr“, und dies waren keine leichten Jahre. Danach die schwierige Rückkehr ins Heimatland, als er zu seinem Professor mit einer heterodoxen Bochumer Variante von Phänomenologie zurückkam. Nun lehrt er doch glücklich in Gangneung, einer kleineren Stadt an der Ostküste. Die beiden Söhne, die in Bochum zur Welt kamen, fanden dort ihr ‚Bochum‘ wieder, nach der übervollen Hauptstadt. [Einer von ihnen studiert inzwischen Philosophie wie sein Vater.] Choi stieß auf mich durch die Bände *Phänomenologie und Marxismus*.

8.10. — Wir besuchen die Reste des Silla-Reiches im Stadtgebiet von Gyeongju. Man findet dort Königsgräber unter grasbewachsenen Hügeln. In einem von ihnen fand man bei der Öffnung ein Grab mit vielen Beigaben aus dem 2. Jh. vor Chr., irdene, grüne ‚Pyramiden‘, keine ägyptischen Steingehäuse. Im Park ein Teich, darin Schildkröten, ein Goldbarsch, der auf sie zusteuert und zurückschreckt, während alle anderen vorbeiziehen. Einige Schildkröten ruhen sich aus auf Lotosblüten. Nebenan ein Museum mit kostbaren Buddhas aus Granit; chinesische Tierzeichen im Stein; Grabschmuck aus Jade, Blattgold, eine gekonnte Fortentwicklung der chinesischen Kunst.

Unser Gespräch kommt auf Vermischungen von Mythologie und Geschichte. In Japan werden Könige als Enkel angesehen, also als Nachfahren des ‚Himmelsgottes‘. Wie lebt man mit solchen Überzeugungen, wie tief sitzen sie? Seit wann gibt es gelehrte Schulen, vergleichbar unseren Universitäten? Man weiß von sehr frühen konfuzianischen Gründungen. Was lehrte man dort, auch Philosophie, Ethik und Logik? Fragen über Fragen.

Einkehr in einem Café. Rotgeblümete Sofas im ersten Stock, eine Teestube mit Ingwer- und Zimttee und samtigem grünem Tee, der sofort zubereitet wird. Man wird ähnlich wie in Japan als eine Art Hausgast empfangen, man unterhält sich. Dazu erklingt altkoreanische Musik auf einer Bambusflöte in steilen Tonlagen, ihre Schwankungen sind der Stimme nah, dazu Schläge auf einem Tamburin. Abendessen mit eigenhändig angefertigten Nudeln und Muscheln. Ich spare nicht mit Lob auf meinen Führer und meine Führerin, die sich so leicht mit allen verständigen, mit denen wir zusammentreffen. Das ist ein breit angelegtes Palaver, frischweg, ohne zeremonielle Umständlichkeiten. Immer wieder begegnet mir der Stolz darüber, daß die Koreaner so viel an die

Japaner weitergegeben haben. Doch die Wirtin betont auch umgekehrt, wieviel sie aus Japan gelernt habe. Vielleicht nähern sich diese alten Kulturen einmal einem Vereinten Fernen Osten, Unterschiede wird es noch genug geben.

9.10. — Wir kehren zurück nach Seoul über POHANG. Am Hafen sieht man moderne Stahlwerke, blaue Hallen, Kohle aus Australien, aber in günstiger Meereslage. Auf der Tagung stellt sich ein Mann vor, der in Bochum koreanische Bergleute betreut hat. Zurück in SEOUL besuche ich die Sungkyunkwan-Universität; diese älteste Universität des Landes entstand bei der Einführung des Konfuzianismus am Ende des 14. Jh.'s. Es gibt eine Vorlesungshalle und eine spezielle Halle, in der die Gedächtnisfeiern für die konfuzianischen Gründer stattfinden. An konfuzianischen Hochschulen erhielten Beamte des Staates eine philosophische Ausbildung. Auch jetzt gibt es noch spezielle Studien des Konfuzianismus innerhalb der Universität. Im Hof steht ein gewaltiger Ginkgo-Baum mit ausschließlich männlichen Blüten, botanischer Maskulinismus? Ich frage meinen Begleiter: Ist der Konfuzianismus eine Religion? Es gibt nicht den Gott, sondern einen Himmelskönig, der jedoch selbst vom Himmel abhängig ist. Fehlt eine immanente Transzendenz, wie sie der Orientierung an der Poesie entspringt? Man stößt immer wieder auf die traditionale Ordnung eines ‚impliziten Konfuzianismus‘, der mehr gelebt als formuliert wird, als würde jede metaphysische Unruhe fehlen – oder doch nicht, ist man nur anders gestimmt?

Die Tagung der Koreanischen Gesellschaft für Phänomenologie findet in der Yonsei-Universität statt, einer privaten, von Missionaren gegründeten Universität. Mein Beitrag behandelt das Verhältnis von Phänomenologie und Interkulturalität, in dem es vor allem um die Verschränkung des Fremden mit dem Dritten, des Außerordentlichen mit dem Ordentlichen geht. *Ex oriente altera lux?* Ich spreche mich aus für die Pflege eines Langzeitgedächtnisses, weil nur dieses eine Zukunft verspricht, die mehr ist als verlängerte Gegenwart. Mein Korreferent ist ein koreanischer Doktorand aus Wuppertal, dessen Fragen sich ganz und gar auf der Linie eines orthodoxen, teleologisch ausgerichteten Husserl bewegen. Ich versuche die ärgsten Mißverständnisse auszuräumen. Im übrigen hat Korea eine rühri-ge phänomenologische Gesellschaft mit etwa 20 aktiven Philosophen und Jüngeren, die vielfach in Europa studiert haben. Es besteht die Gefahr einer Schulbildung, die sich ganz und gar vertikal ausrichtet, anstatt neue Horizonte zu erkunden und das offene Gespräch zu suchen. Einen guten Ausklang bot die Geburtstagsfeier für Professor Kah Kyung Cho, dem es gelungen ist, von Heidelberg und Buffalo her einen eigenen Weg zwischen Ost und West zu finden.

11.10. — Nachdenkliches auf der Heimreise. Mit dem, was man Ausdifferenzierung der Rationalität zu nennen pflegt, ist es nicht getan. Zur westlichen Tradition gehören vielfältige Formen der Steigerung, das ‚Virtuosentum,‘ sei es in der Musik, in der Malerei, im Denken, im Forschen, im Hunger nach der Gerechtigkeit, im Eros, in der Mystik, die Suche also nach einem Mehr, das nicht

im Normalen aufgeht. Und wie steht es mit dem Konfuzianismus als Welt- und Lebenseinstellung? Ist es nicht so, daß hier alles stärker miteinander zusammenhängt, sich wechselseitig abmildert, abschleift, auf dem Boden von Sitten, die alles mehr oder weniger einschließen? Der Ertrag eines Austauschs zwischen Okzident und Orient könnte nicht zuletzt davon abhängen, wie man jeweils mit dem Anspruch des Fremden und mit den Überschüssen des Außerordentlichen umgeht. Hier öffnen sich Wege hin zu einem *universel latéral* im Sinne von Merleau-Ponty, einem Allgemeinen, das uns Fremdes im Eigenen, aber auch Eigenes im Fremden entdecken läßt.

